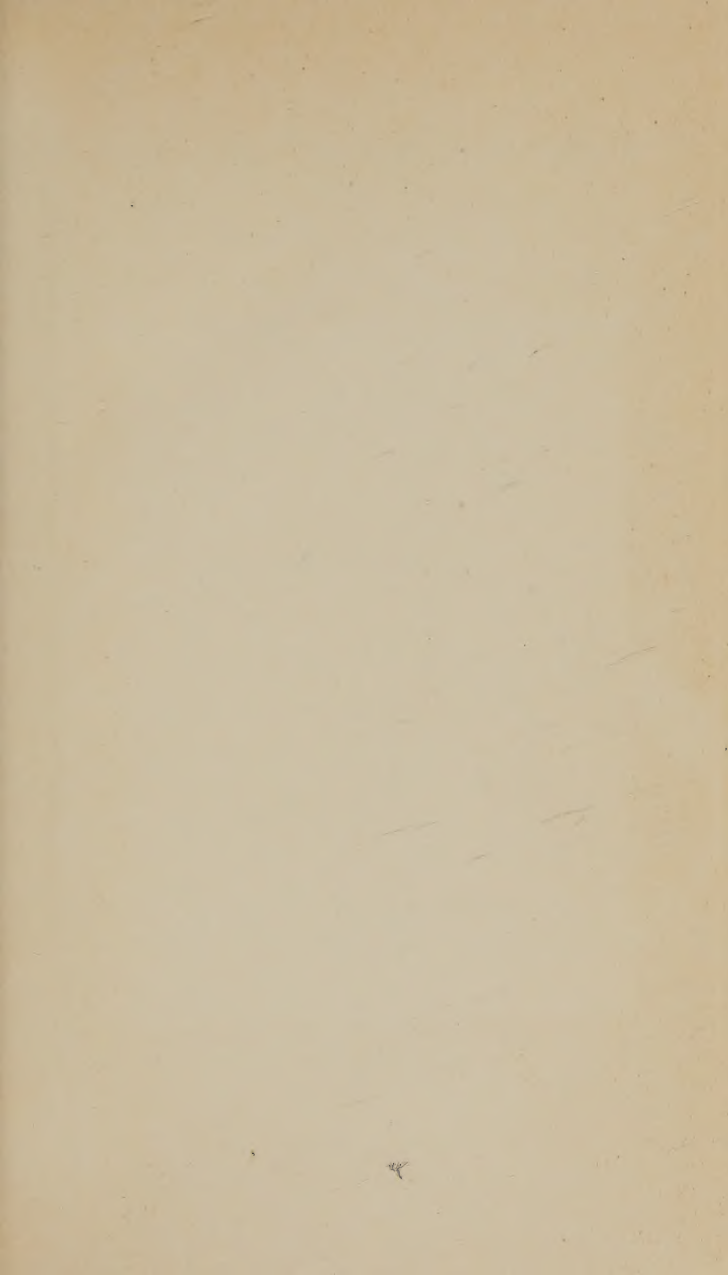




Duquesne University:







Neuer Verein & May 1933  
seinen Dank für die so liebe  
gastfreundliche

16/12 1933  
Herrn  
Maga

Ina Seidel

Der  
vergrabene Schatz

Drei Erzählungen



Deutsche Buch-Gemeinschaft

G. m. b. S.

Berlin

PT

2639

.E4

V4

1929

~~833~~

~~54585V~~

~~6~~

Alle Rechte vorbehalten

Copyright 1929 by Deutsche Buch-Gemeinschaft G. m. b. H.,  
Berlin



## Der vergrabene Schatz



Die Vorgeschichte von Richard Solger, dessen Erlebnis mit Andrea Leuz wir erzählen wollen, wird uns nicht lange aufhalten.

Dieser junge Gelehrte — und damals war er in der Tat noch sehr jung, kaum 26 Jahre alt — befand sich beim Ausbruch des großen Krieges auf einem amerikanischen Dampfer, im Begriff, nach einer in Ostasien verbrachten Studienzeit über die Staaten nach Deutschland zurückzukehren. In dem Bewußtsein, seine Zeit und das ihm von einer großen Universität seiner Heimat ehrenvoll verliehene Stipendium gut verwendet zu haben, das Manuskript einer begonnenen Arbeit im Koffer und den Kopf voller Pläne für dies Buch, in dem von völlig neuen Gesichtspunkten aus ein Netz großer verbindender Linien zwischen bisher scheinbar einander ganz wesensfremden Völkern gezogen werden sollte — so fühlte er sich nach seiner harten Jugend vielleicht zum erstenmal im

Leben berechtigt, auszuruhen und sich vom Strom der Stunden einfach treiben zu lassen.

Welche Umstände wären einer solchen Stimmung günstiger gewesen als das Leben in diesem schwimmenden verzauberten Schloß, das sich blühend und funkelnd, tönend und leuchtend auf den Wogen dahinwiegte, und in dem sich eine Anzahl erfreulicher Menschen nur zu dem Zweck versammelt zu haben schien, tagsüber in der Sonne zu liegen, unter einem köstlichen Himmel kindliche Spiele zu treiben, sich angenehm zu ernähren und in den von Sternen berstenden Nächten zu den Rhythmen einer problemlosen Musik zu tanzen und sich bei gletscherkühlen, phantastisch gemischten Getränken aller Schwere entheben zu fühlen?

In diesem Zustand erlebte Richard zwei Drittel der Reise. Zum erstenmal überließ er sich hemmungslos einer Verliebtheit, ohne je von dem Wunsche berührt zu werden, das liebenswürdige Getändel zwischen ihm und der jungen Deutschamerikanerin Gerda Hansen, das sich von beiden Seiten so ganz von selber, ohne Absicht, ohne Ziele ergeben hatte, möchte eine Bedeutung für seine Zukunft gewinnen. Das alles bekam erst ein anderes Gesicht, als er sich nun bei der Landung in San Francisco, wenn nicht als Kriegsgefangener, so doch als einen seiner Bewegungsfreiheit beraubten, gegen all seinen Willen in fremdem Land festgehaltenen Mann erkennen mußte.



Wir übergehen eine Schilderung seiner empörten und aufgewühlten inneren Verfassung, weil seine Vaterlandsliebe sich von selber versteht, und stellen nur fest, daß er das Schicksal der vielen, während des Krieges in Amerika internierten Deutschen zu teilen sich anschicken mußte. Bei seinem völligen Mangel an Beziehungen innerhalb der Staaten kam ihm jetzt aber seine Bekanntschaft mit den Hansens zugute. Gerda's Vater hatte Verbindungen, durch deren Einfluß es gelang, ihm jedenfalls eine bedingte Freiheit bei täglicher Meldepflicht an einem von ihm zu wählenden Ort zu sichern. Es war nicht mehr als natürlich, daß er sich zunächst nach Boston, dem Wohnort der Hansens, wandte, natürlich war es wohl auch, daß sich unter dem Druck der Verhältnisse sein Gefühl für Gerda jählings vertiefte, denn sie war ja der einzige Mensch, zu dem er seinen ganzen Schmerz über die erzwungene unmännliche Haltung und den fast noch bittereren über seine zerstörten Zukunftspläne, über das sinnlose, alle Täden geistiger Verbundenheit roh zerreißende Treiben der europäischen Nationen tragen konnte.

Während der alte Hansen seiner Geschäfte wegen voranreiste, folgten die Damen in Solgers Begleitung ihm langsam, um dem Doktor unterwegs die wichtigsten Städte zu zeigen und ihm den Einblick zu vermitteln, den er sich bei dieser Gelegenheit doch nicht entgehen lassen wollte. In diesen vierzehn Tagen empfand er Gerda's

fast knabenhafte Kameradschaftlichkeit, die das spielende Lachen und Loden der Schiffsreise abgelöst hatte, dankbar und wuchs immer mehr in die Gewißheit des starken Gefühls, das sie für ihn hegte, hinein. Er brauchte es, so ein Gefühl — er stand ihm jetzt offen, und auf einmal glaubte er, es auch in sich selbst zu empfinden. Es muß zu seiner Ehre gesagt sein, daß es ihm dabei gar nicht in den Sinn kam, nach Verdas äußeren Umständen zu forschen, als er dem nun plötzlich unwiderstehlichen Wunsche nachgab, sie für immer an sich zu binden.

Als ihr Verlobter kam er nach Boston, um hier mit Betroffenheit, ja, mit Erschrecken wahrzunehmen, daß die Familie in einem für seine bürgerlichen deutschen Voraussetzungen fast fürstlichen Zuschnitt lebte. Ungewohnt, Schlüsse aus der Art, wie Menschen sich kleiden, zu ziehen, auf die bedeutungsvollen Abstufungen zu achten, die gewisse Schichten von der Menge abhebt, hatte er unterwegs nur angenommen, daß sie eben imstande wären, zu reisen, wie er es ja auch tat. Ihr Auftreten war ohne alle Betonung des Reichtums gewesen, und er selbst lebte zu stark in der geistigen Welt, wo Geld nur als Mittel gilt, sich seiner Arbeit hingeben zu können.

Diese Entrücktheit gerade war es gewesen, die Verda wie ein Wunder an ihm empfunden hatte. Sie war keineswegs gewillt, ihn um irgendwelcher seiner idealen Skrupel wegen wieder freizugeben. Zudem war sie durchaus in der Vor-

stellung aufgewachsen, daß die Grenze, die ihr Papa sich, was die Abrundung seiner Mittel betraf, gesteckt hatte, noch lange nicht erreicht war. Diese Grenze wurde Jahr für Jahr weiter hinaus verlegt; jedenfalls aber gab es immer noch nicht wenige Männer, die mehr hatten als John Sanzen (Selle und Häute en gros), ohne daß man sie deswegen für Magnaten hielt, was Richard Solger seinem Schwiegervater gegenüber tat — und von seinem Standpunkt aus mit Recht.

Es gab Auseinandersetzungen, einestheils zwischen Gerda und ihrem Vater, andererseits zwischen ihr und Richard, Auseinandersetzungen, die gut und gern ein halbes Jahr ausfüllten. Dann waren beide Männer endlich müde geworden, Sanzen willigte ein, den mittellosen Schwiegersohn anzunehmen, vor dessen Gelehrsamkeit er im stillen doch großen Respekt hatte, und über dessen Aussichten er inzwischen auf allerhand Umwegen die schmeichelhaftesten Auskünfte erlangt hatte. Und Solger weigerte sich nicht länger, ein schönes Mädchen zu heiraten, das er liebte, nur weil dies Mädchen soviel Geld hatte, um ihm Jahre ungestörter Hingabe an seine Arbeit zu gewähren. Nach dieser Arbeit sehnte er sich nämlich zuweilen noch verzweifelter als nach Gerda, und die Einsicht, daß sein Werk unter dem ungeklärten Zustand litt, beschleunigte plötzlich seine Entschlüsse. Es wurde also geheiratet.

Wir tun Gerda Sanzen Unrecht, indem wir nicht länger bei ihr verweilen, denn sie hätte

unsere Teilnahme in mehr als einer Hinsicht verdient. Wir dürfen uns aber nicht von unserem eigentlichen Ziel, jetzt nur das Erlebnis Richards mit Andrea erzählen zu wollen, ablenken lassen, und für dieses Ziel hat weniger die Person Gerdas, als die äußere Veränderung, die durch sie in Richards Leben kam, Bedeutung. Begnügen wir uns darum weiter, was sie betrifft, mit Feststellungen tatsächlicher Art.



Es wurde geheiratet, wie gesagt, das junge Paar bezog ein entzückendes Häuschen in Lakewood, und dann, als das erste Baby eben in Aussicht war, legte Vater Hansen sich hin und quittierte sein in fünfundfünfzig Jahren vom Leben etwas zu hastig eingefordertes Quantum an Mühe und Arbeit mit einem schnellen, reinlichen Tode.

Seine Erbin war Gerda, mit der Verpflichtung, der Mutter ein Jahresgeld auszusuchen; diese Einschränkung erschien Richard dankenswert, wie eine erzwungene Vorbeugungsmaßregel gegen den Reiz der Götter. Als die alte Dame nicht ganz zufrieden war, erhöhte er die sehr beträchtliche Summe sofort freiwillig um ein Drittel, und auch dann war es Gerda und ihm noch nicht im entferntesten möglich, bei ihrer Lebensweise die Zinsen ihres Vermögens auszugeben. Selbst als sich nach einiger Zeit auch Richards Gewohnheiten seinen neuen Verhältnissen ange-



paßt hatten, als er gelernt hatte, sich gut anzuziehen, kostspieligen Sport zu treiben — kurz, als er überhaupt ein wenig gelernt hatte, Geld auch für andere Dinge auszugeben als nur für Bücher, selbst dann, und trotz Gerdas selbstverständlicher Sorglosigkeit in allen Tagesfragen, häufte sich immer noch Kapital auf Kapital.

Es ist töricht, zu fragen, ob er nicht Geld nach Deutschland schickte; natürlich geschah das, und zwar dank Gerdas ererbtem praktischen Sinn ganz planmäßig, an bestimmte Organisationen und an eine Reihe von ihnen zugewiesenen Adressen, da Richard, der als einziger Sohn frühzeitig verwaist war, gar keine engeren Beziehungen in der Heimat hatte. Wenn nun Richard in den ersten Jahren verhältnismäßig leicht darüber hinwegkam, daß es ihm so gut ging, während die Generation, mit der er aufgewachsen war, Brust an Brust mit dem Tode rang, so erklärt sich das durch seine sehr stark dem Gedanklichen zugewandte Veranlagung und durch seine sehr heftige Verliebtheit. Er nahm den Reichtum mit derselben philosophischen Fassung hin wie früher die Armut, und er fühlte nichts von seinen Gefahren, weil er noch nicht dreißig Jahre alt war und zum erstenmal eine Frau besaß, die ihm leidenschaftlich ergeben war. Damals gab er sich auch noch den angenehmsten Täuschungen über Dauer und Ausgang des Krieges hin.

Als es mit dem Arbeiten nicht recht etwas werden wollte, sagte er sich, daß er eben noch eine



Weile Ferien vom Schicksal bekommen hätte. Aber später versieg dieser Trost nicht mehr, und vom dritten Kriegsjahr an begann Richard Solger, heimlich zu leiden. Von der geistigen Atmosphäre Europas abgeschnitten und sich mehr und mehr seiner Verfemung als Deutscher in diesem Lande bewußt werdend, rang er vergeblich um Raum für die Ausbreitung seiner inneren Welt. Unter der bösen, harten Realität jener Tage schienen zudem seine liebsten Gedanken zu unzeitigen Hirngespinnsten zu werden.

Nach dem zweiten Kind erkrankte Gerda an einem Lungenübel; die Notwendigkeit, mit ihr einen Kurort aufzusuchen und für ihre Pflege zu leben, gab seinem Gemütszustand vorübergehend andere Inhalte — jedenfalls hatte er nun ihr gegenüber eine Erklärung für seine traurige Stimmung. Ihre Liebe aber fühlte die wahre Ursache seiner Veränderung wohl heraus, und sie glaubte alles zum besten zu wenden, als sie ihm, sobald die politische Lage es zuließ, vorschlug, sogleich in seine Heimat überzusiedeln.

Hier legten sich aber die Ärzte ins Mittel. Gerdas wegen hatte die ganze Familie das letzte Jahr im Süden und im Gebirge gelebt, und unter diesen Umständen schien ihre Gesundheit völlig gesestigt. Daß die Ärzte anderer Ansicht darüber waren, erfuhr Richard erst jetzt, als sie ihm ein Leben im deutschen Klima als unbedingt schädlich für seine Frau hinstellten und nur die Schweiz als Daueraufenthalt gelten lassen wollten. Den

noch geschah, was der kleinen Gerda nun einmal bestimmt war: anderthalb Jahr nach der Niederlassung in Genf hatte die Krankheit ihr Leben von innen her aufgezehrt, und sie war gestorben, ohne selber zu dem Bewußtsein ihres Dahinschwindens gekommen zu sein.

In den Wochen nach ihrem Tode erlebte Richard etwas wie das langsame Erwachen aus einem verzauberten Schlaf. In dieser Periode seines Lebens setzt unsere eigentliche Erzählung ein.

Das Landhaus, in dem er nun mit den Kindern und ihrer Großmutter allein war, war nach Gerdas Angaben so eingerichtet worden, wie sie sich die ideale Wohnung eines großen Gelehrten dachte. Er war dieser ganzen Frage aus dem Wege gegangen und hatte ihr freie Hand gelassen, indem er sich nur einen ruhigen Arbeitsraum, einen großen Schreibtisch und wandbedeckende Gestelle für seine Bücher ausbedang. Er tat das teils aus angeborener Gleichgültigkeit für Einzelheiten seiner Umgebung, sofern sie nur im ganzen nicht gegen einen guten Geschmack verstießen, teils aus jenem Gefühl heraus, das ihn seit seiner Verheiratung in allen schwerer wiegenden Entscheidungen lähmte, jenem Gefühl nämlich, daß jede Verwirklichung mit Gerdas Geld durchgeführt wurde, und daß sie darum zu bestimmen habe. Einem Gefühl, das in Gerdas Augen gewiß keine Berechtigung gehabt, wenn er sich je darüber geäußert hätte! Das tat er aber nicht, er ließ eben alles so gehen und geschehen, wie sie wollte, und

da sie nichts Schöneres kannte, als das äußere Leben tätig zu formen, da ihr von Natur aus auf lebendiges Tun und Handeln gerichteter Geist bis in ihre letzten Tage hinein nicht ruhen konnte, Veränderungen und Verbesserungen des täglichen Lebens zu ersinnen und anzuordnen, so geriet sie von selber gar nicht auf den Gedanken, ihr Geschäft könne sich aus irgendeiner törichten Rücksicht seiner eigenen Meinung in diesen Sachen enthalten. Er hatte eben andere Dinge im Kopf, nahm sie von vornherein an, wichtigere — Dinge, von denen sie ihrerseits wenig verstand, und wegen deren Beherrschung sie ihn schrankenlos zu bewundern bereit war. Sie hielt ihn für unpraktisch, was er im Grunde niemals gewesen war, nur hemmte ihn die obenerwähnte Lähmung, sich auf die großen Verhältnisse umzustellen. Er nahm den Anschein der Weltfremdheit auf sich, und damit schützte er unbewußt seinen geistigen Burgfrieden, in den nun nichts von Verdas Betriebsamkeit eindrang. „Darling“ und „Sweetheart“, der nichts von Tapezieren, Dekorateur und Möbelhändlern wissen mochte, war eben während der Einrichtungstage nach Zürich gefahren, wo er auf der Universitätsbibliothek nach Herzenslust in Wissenschaften schwelgen konnte, so lange, bis sein Tusculum in Genf bis auf den letzten Nagel imstande war.

Was er damals vorgefunden hatte, dies Tusculum also, waren, was seine Arbeitsräume betraf, zwei mit kostbaren Teppichen, schweren Le-

der und Eichenmöbeln und Wiedergaben alter Meistergemälde in massiven Rahmen eingerichtete Zimmer gewesen, in jeder Beziehung das Gegenteil von dem, was Gerda selber bis jetzt als männlichen Arbeitsraum gekannt hatte, und was sie in bezug auf Richards ihr unzugängliche, aber heilige Schaffensart als nüchtern und völlig unmöglich empfand. In diesen Zimmern saß Richard seit anderthalb Jahren und fühlte Neurasthenie in sich quellen, wie eine alle seine Organe auflösende Gallerte. Er starrte auf die Tizianische „Irdische und himmlische Liebe“ und auf Rembrandts „Mann mit dem Goldhelm“ und wußte, er würde inmitten dieser mit Vollkommenheiten gepolsterten Welt ersticken, so wie er in Amerika von dem scharfen Odem der Verzweckung geistig trockengelegt worden war. Nie wieder konnte das Wunder der Intuition, die Gnade der Inspiration ihm geschehen, und auf diese, die Führerinnen seiner verlorenen gottgesegneten Jugend, hatte er doch bei der Heimkehr so brünstig gehofft. In Zürich war es ihm wie eine Ahnung von ihrem Wehen begegnet, als er, in der Nähe der Universität in einer Studentenbude hausend und vierzehn Tage lang in simplen Weinkneipen essend, das Leben von einst wieder aufgenommen hatte — aus einer Laune, wie es ihm schien. Im Lesesaal arbeitend, umgeben von lauter Versunkenen, die von ihren Büchern nicht aufblickten, war er selbst vor Glückseligkeit kaum von der Stelle gekommen, aber hier und bei ein-

samen Gängen am Seeufer, hatte er doch über seinem Haupte die heiligen Schwingen wieder verspürt, deren Rauschen, wenn es nur nicht gestört ward, köstliche Befruchtung verhieß.

Es war aber gestört worden. Mit Klubsesseln hatte man es bombardiert, mit Perserteppichen, mit einem Diplomatenschreibtisch, mit Tizian und Giorgione, mit antiken Kaiserbüsten und nicht zuletzt mit täglich fünf von einem Pariser Küchenchef vorbereiteten Mahlzeiten unwiderstehlichster Art. Es war fortgeblieben, das Rauschen, verscheucht war die heilige Taube, die zwar bei Wasser und Haferbrei allein auch nicht allzu gern nistet, die aber nichts so sehr flieht wie Übersättigung. Sie weiß gut, was ihr frommt — Richard wußte es auch.

Von dem holden Klima des Landes emporgewiegt, stiegen zuweilen Erinnerungen in ihm auf an ein fernes Frühjahr seiner Studentenzeit, das er in Oberitalien verbracht hatte. Ja, — bei Wein und weißem Brot, bei Früchten und Käse, bei gebackenen Fischen und zarten Gemüsen, zwischen fahlen, getünchten Wänden und einfachem Gerät — wie gern war er damals bei ihm verweilt, der göttliche Vogel! Wie hatte er ihn durch die reinen Linien der Landschaft geleitet und seinen Sinn aufgetan für die Zeugnisse seines Flügelschlags in der Vergangenheit! Hatte er damals nicht den Samen zu seinem Werke empfangen — waren nicht in jenem Frühling die ersten Erkenntnisse über die Wechselwirkung zwischen Mensch



und Landschaft in ihm aufgetaucht und über diese letzte Bedingtheit jeder großen Kultur? Der „reiche Amerikaner“, der im Luxusauto um die Seeufer fuhr und mit seiner kranken Frau in den Hotelpalästen des Engadin hauste, wenn er nicht brütend in seinem „Tusculum“ saß, konnte an den glücklichen abgerissenen Jungen von einst nur denken wie an die Ausgeburt eines Wunschtraumes.

Er brütete auch nach Gerdas Tode noch eine Weile so fort, aber nicht sehr lange. Es kam ein Morgen, an dem die Selbstquälerei, in der er sich mit der beständigen Frage gefoltert hatte, ob es nicht Sünde sei, jetzt kein stärkeres Gefühl zu kennen als das, frei zu sein, und die Trauer um Gerda nur als Wehmut empfinden zu können, von ihm abfiel, wie eine Maske seines Willens, der sich dahinter zur Klarheit durchgerungen hatte. Er wußte genau, was er zu tun hatte, wenn er den Anschluß an die Vergangenheit noch erreichen wollte: nach Deutschland gehen und sein Leben an der Stelle aufnehmen, wo er es vor sieben Jahren liegengelassen hatte.

Die Kinder wußte er bei der Großmutter, die noch in den besten Jahren und ungemein tatenfroh war, wundervoll untergebracht. Es waren zwei kleine Mädchen, Gerda sehr ähnlich, und er liebte sie, ohne viel mit ihnen anfangen zu können. Mochte also Maiby, wie die zierliche Großmama mit dem Pudelpopf von der ganzen Familie immer genannt worden war, in Gottes Namen ihre seit dem Tode des Dadda versehten Kräfte

nun an ihnen zur Geltung bringen und im übrigen das Haus mit schäfernden Freundinnen von drüben beleben. In diesen einigermaßen überstiegenen Tagen beschloß Richard, das ganze ihm zugefallene Vermögen auf die Töchter übertragen zu lassen und sich selbst nur eine Rente zu bestimmen, deren Höhe eben genügen sollte, ihm ein vor den äußersten Lebensorgen geschütztes Arbeitsdasein zu sichern.

Um diesen Entschluß zu verwirklichen, war der erste Schritt, den er in Berlin unternahm, ein Besuch beim Rechtsanwalt. In dem Adressenverzeichnis, das ihm im Hotel vorgelegt wurde, fand er zu seiner Befriedigung den Namen eines Kameraden von früher. Er wußte, daß seine nächsten Freunde alle vom Krieg dahingerafft waren, und in diesem Bewußtsein hatte er überhaupt darauf verzichtet, noch irgendeine alte Beziehung wieder aufnehmen zu können. Mit Erich Blandinger hatte ihn wenig mehr verbunden als die gemeinsame Zugehörigkeit zu einem studentischen Ruderverein, doch hatten sie einander geschätzt, und er war gewiß, auch Blandinger würde sich seiner erinnern. Er fuhr also zu ihm.

Hier erlebte er das, wovor er sich heimlich beim Gedanken an Deutschland immer gefürchtet hatte: gut gekleidet und wohlgenährt, breit und gepflegt, in einer seinem Alter durchaus entsprechenden Gestalt und Haltung trat er einem Gleichaltrigen entgegen, den die letzten Jahre nicht nur zum Krüppel, sondern auch zum

Greise gemacht hatten. Blandinger, der sich mühsam von seinem Schreibstuhl erhob, erkannte ihn nicht und erinnerte sich seiner erst mit einiger Schwierigkeit, um ihn dann mit einem Lächeln zu mustern, das Richard gerade deshalb peinlich berührte, weil es ohne Bitterkeit war, nur so, wie man eben ein seltsames Phänomen betrachtet.

Der Rechtsanwalt blieb sehr formell und legte nichts von der Herzlichkeit an den Tag, die Richard ihm seinerseits gern entgegengebracht hätte. Da er nun nicht nach den persönlichen Verhältnissen des anderen zu fragen wagte, blieb ihm nichts übrig, als gleich von den Geschäften zu sprechen. Heiß vor Beschämung, bedauerte er, nicht lieber zu einem Fremden gegangen zu sein. Während er sprach, wick jenes Lächeln wehmütiger Skepsis nicht von Blandingers Zügen; ohne seinen Klienten anzusehen, hörte er zu, indem er mit einem Bleistift spielte.

In derselben Haltung verharrend, gab er nach einer kurzen Pause des Nachdenkens mit zögernder Stimme sein Gutachten. Er begreife nicht, sagte er, warum Richard den Kindern, deren Vormund er doch sei, und deren Vermögen auf alle Fälle unter seiner Verwaltung bleiben würde, bis sie mündig seien, jetzt schon das Ganze als Eigentum überweisen wolle. Ob er denn beabsichtige, auch die Vormundschaft niederzulegen, und ob er überhaupt einen Vertreter für dies Amt wüßte? Richard antwortete betroffen, daß

er sich das in der That nicht klargemacht habe, und daß er nicht daran denke, die Verantwortung für die Erziehung seiner Töchter ganz aus der Hand zu geben. Blandinger nahm das hin und schwieg.

Da Richard nichts weiter sagte, hob er endlich den Kopf, sah den anderen mit einem schweifenden Blick an und äußerte vorsichtig, er verstehe nicht ganz, welche Beweggründe Richard zu seinem Wunsch haben könnte. Richard trocknete sich die Stirn, setzte zum Reden an, stockte, stützte den Kopf in die Hand, und nun, als er seine Augen verdeckt hatte, löste es sich endlich in ihm. Er erzählte dem Rechtsanwalt Blandinger, der sich so reglos verhielt wie ein Pater im Beichtstuhl, alles, was er in den letzten Jahren erlebt hatte, und was er tun wollte, um seinen Glauben an sich selber zu retten, wobei es ihm erst in zweiter Linie auf eine Rechtfertigung der Hoffnungen ankam, die von seiten seiner Wissenschaft in ihn gesetzt worden waren. Er tat es in so sachlicher Art, daß es schwer war, an dem Ernst seiner Vorsätze zu zweifeln.

Blandinger tat denn auch nicht dergleichen. Er schwieg nach Abschluß der Beichte wieder sehr lange. Dann meinte er, behutsam die Worte wählend, eigentlich glaube er doch, daß, wer sein Ziel so klar vor Augen habe wie Solger, auch ohne Zwangsmaßregel den schmalen Pfad innezuhalten imstande sein müsse! Ob Richard nicht auch im Grund dieser Ansicht sei?

„Du meinst, ich solle, ohne mir den Zugang zu meinem Guthaben sozusagen zu sperren, freiwillig nicht mehr abheben, als ich zu der Art Leben brauche, wie es mir vorschwebt . . .“, sagte Richard mit abgewandtem Blick; Blandingers Gesichtsausdruck mißfiel ihm noch immer, obgleich nichts Hässisches in ihm war. Aber eben jene kaum wahrnehmbare Skepsis des anderen berührte ihn peinlich.

„Es ist dir vielleicht nicht klar, daß es jetzt hierzulande nicht wenige Leute gibt, denen du mit dem Auftreten, das dir in den letzten Jahren zur Gewohnheit geworden ist, einfach zum Wohltäter und Lebensretter werden könntest“, sagte Blandinger nun nachdenklich, anscheinend ganz mit der Betrachtung seiner Hände beschäftigt. „Ich könnte dir mehr als eine Adresse von Familien oder alleinstehenden Frauen nachweisen, die dir schöne möblierte Wohnungen für einen dir lächerlich scheinenden Preis einräumen, dich gut verköstigen und versorgen würden, um dadurch endlich wieder in die Lage zu kommen, einigermaßen menschenwürdig zu existieren. Weißt du nicht, wie gesucht Ausländer, und besonders dollarzahlende, jetzt bei uns sind?“

Richard sagte finster: „Ich bin kein Ausländer, und ich sehe, daß du das, was ich eben vor dir entwickelte, entweder nicht begriffen oder nicht ernst genommen hast. Du verstehst nicht, daß ich nicht nur den Reichtum selbst, sondern auch das verfluchte Odium des Reichseins für eine Weile



ganz los sein muß, um mich selber wiederzufinden."

Als Blandinger hierauf nur abwartend vor sich hinsah, gewann Solger plötzlich Kälte und sichere Haltung zurück.

"Ich sehe, es bleibt mir nur noch übrig, dich zu bitten, mein Anwalt zu werden und dich meiner Angelegenheiten anzunehmen", sagte er trocken.

Er griff nach der mitgebrachten Mappe, die seine Papiere enthielt, und als er das Bureau nach einer Stunde zufrieden verließ, wußte er sich um die Lehre reicher, daß es geratener sei, eine solche Lebensänderung in jedem Fall ganz ohne Zeugen ins Werk zu setzen. Mochte doch dieser kantige Kerl zwischen seinen Pandekten ihn für einen nach beseitigter Gefahr zurückkehrenden Drüdeberger und seine Absichten für Spleen halten — die Hauptsache war ja, daß er selbst seines Zieles gewiß war. Nie wieder Sentimentalitäten, sagte er sich, ohne das leise Gefühl von Bitterkeit unterdrücken zu können, das Blandingers Haltung in ihm hinterlassen hatte.

Plötzlich merkte er, daß er auf der Plattform eines Omnibusses stand, den er also mit ungewollter Selbstverständlichkeit bestiegen hatte, anstatt ein Auto zu nehmen. Diese kleine Entdeckung gab ihm, so lächerlich das erscheinen mag, Selbstvertrauen und Heiterkeit wieder.



Am Abend desselben Tages saß er am Schreibtisch seiner neuen Wohnung mit der Aufstellung eines Verzeichnisses der Bücher beschäftigt, die er zunächst für seine Arbeit nötig hatte, und im innersten Herzen glücklich.

Die verwitwete Majorin v. Schöller, bei der er sich eingemietet hatte, wohnte im alten Westen, und es kommt wohl nicht darauf an, ob das in der Matthäikirch- oder in der Bendler- oder in der Margaretenstraße war. Kurz und gut, es war eine hübsche, eine ruhige, eine sozusagen geistige Gegend, in der Solger sich niedergelassen hatte. Sie war vom Hauch der Askeze durchwittert, und wenn es auch nichts weniger als freiwillige Kasteiung sein mochte, was die Besitzer der weitläufigen Wohnungen in den großen vernachlässigten Miethäusern veranlaßte, ihre besten Räume abzugeben und selbst in ehemals für Dienstboten oder Wirtschaftszwecke bestimmten Stuben zu hausen, so war doch das Herunterkommen dieser Gegend in Richards Augen dadurch gerechtfertigt, daß sie, wie er fand, für die Sünden ihrer Entstehungszeit, für die floride Bauprothese der Gründungsjahre nun büßte und in dieser Buße fast einen Schimmer historischer Würde bekam.

Nachdem er zunächst einigermaßen hoffnungslos von Plüschsalon zu Plüschsalon geflüchtet war, hatten ihm die Zimmer der Majorin auf den ersten Blick gerade wegen der fast dürftigen Strenge ihrer Einrichtung gefallen. Ein steifes Sofa mit

nicht minder steifen und hart gepolsterten Stuhlkindern, eingewebten, verschossenen Blumenzierat im schwarzen Bezug, alle um den runden Kirschholztisch versammelt — ein Sekretär, ein schmaler Spiegel, ein leerer Bücherschrank an den Wänden und, schräg vor einem der Fenster, ein geräumiger Schreibtisch, und zwar durchaus kein verhaßter Diplomatenelefant! Es war ein vierbeiniges, maßvoil mit Schnitzwerk versehenes Möbel, um dessen mit Leder bezogene Platte ein schmaler, eingepreßter Goldstreifen lief — ein Tisch also, an dem d'Alembert oder Diderot sich arbeitend denken ließen, und der jedenfalls das älteste Stück in diesem Zimmer war, wo keines der Geräte seine Entstehung vor 1850 datieren konnte. Durch die von glatten weißen Gardinen eingerahmten Fenster sah man in herbstlich glühende Gärten hinaus, und das anschließende Kabinett enthielt alles Nötige.

Als Solger nach dem Mietpreis gefragt hatte, hatte die bis dahin völlig stumme Majorin die Lippen geneht und flanglos gefragt: „Ja. — was hatten Sie so gedacht . . .?“ Worauf Richard nach einer Pause zaghaft eine Summe in der ihm jezt geläufigen Frankenwährung genannt hatte, die ihm nur angemessen erschienen war, deren Echo aber, ein wider Willen freudig erschrockenes: „Wenn Sie meinen — gewiß, gern“ ihm Blaudingers Andeutung über die Beliebtheit von Valutamietern jäh wieder ins Gedächtnis gerufen hatte.

Jetzt ließ er, von der Arbeit zuweilen aufblickend, die Augen über die lichtgrau getünchten fahlen Wände hingehen. Wie diese Kahlheit ihm wohlthat, und wie wenig ihn die paar Kupfer störten, die schwarz gerahmt hier und dort hingen. Seine ererbte Vorliebe für die geistige Haltung des Preußentums, in der er erzogen war — sein früh verstorbener Vater war Pfarrer in der Mark gewesen, und hinter diesem standen bis weit ins achtzehnte Jahrhundert zurück Beamte und Offiziere in preußischen Diensten —, diese Vorliebe, die er in seinen Entwicklungsjahren bewußt unterdrückt, mißverstanden und falsch eingeschätzt hatte, regte sich neu, und ihr wahres Gesicht, ihr wahres Verhältnis innerhalb seiner ganzen Veranlagung dämmerte in seinen Umrissen vor ihm auf. Hier würde es sich arbeiten lassen.

Richard Solger war 26 Jahre alt, als er in das stehende Gewässer seiner Ehe und plutokratischen Vereinzlung geriet. Nach der schnellen, nahezu reißenden Entwicklung seiner Jugend hatte er sieben Jahre lang Zeit gehabt, ruhig zu werden, den Himmel zu spiegeln, Kräfte zu stauen und — er mochte es zugeben oder nicht — sich bis in eine gewisse Tiefe zu klären.

Es gelang ihm nun mühelos, seinen Tageslauf so zu gestalten, daß die Flut der ihm zu Gebote stehenden Kraft sich in geregelten Gezeiten hob und senkte. Stunden gesammelten Studiums im Lesesaal der Bibliothek wechselten mit einsamen nachdenklichen Spaziergängen, auf die dann Nach-

mittagehingebener Arbeit am Schreibtisch folgten. Obgleich er zu seiner Beglückung fühlte, daß er an gegenständlicher Fülle nichts eingebüßt hatte, und daß seine Gedanken alsbald zu schwärmen begannen wie honigkundige Bienen, um schwer von Ertrag zu ihrem Ausgangspunkte zurückzukehren — obgleich sich die aphoristischen Niederschriften der letzten Jahre als nicht so unbrauchbar erwiesen, wie es ihm in den Zeiten des Überdresses erschienen war, so spürte er doch deutlich, was er an Technik und Disziplin eingebüßt hatte, und welcher Selbstzucht es bedurfte, um nicht ins Dilettantische zu entgleisen.

Zu seiner Erholung ruderte er zuweilen, aber ohne in einen Verein einzutreten. Als der Winter begann, war er manchmal in einem der großen Symphoniekonzerte zu sehen. Im übrigen bestand Ausspannung für ihn darin, daß er am späten Abend in ein Kaffeehaus ging, das viel von Künstlern besucht war. Hier saß er stets in derselben Ecke hinter seinem Getränk, las Zeitungen und erlaubte seinen Nerven das beruhigende Ausschwingen, das Menschnähe unter Umständen geben kann.

Er war in den ersten Monaten sehr einsam, und auch Blandinger sah er nur, wenn geschäftliche Gründe vorlagen. Durch Blandingers Vermittlung übte er die Wohltätigkeit großen Stils aus, zu der er sich verpflichtet fühlte, je mehr ihm die Augen für das ihn umgebende Elend aufgingen. Zwischen den beiden Männern bildete sich



mit der Zeit ein wortkarges Vertrauensverhältnis aus, und als Richard sich von dem Rechtsanwalt gebilligt fühlte, ließ er ihm völlig freie Hand und stimmte allen Vorschlägen zu, die dieser ihm in offensichtlicher Befriedigung über diesen Teil seiner Beauftragung unterbreitete.

Allmählich gewann Richard einige Bekannte unter den anderen Stammgästen seines Cafés. Er schätzte diese Art unverbindlicher Anknüpfungen aus seinen Studentenjahren her, er liebte diese Wortkämpfe mit Unbekannten, die nie ein anderes Ergebnis hatten als das, den Geist behende und schlagfertig zu erhalten. Wenn man am nächsten Abend einander wieder sah, war alles vergessen, und die zigarettenrauchblaue Atmosphäre gebärte neue Probleme. Es waren Maler, Schauspieler, Schriftsteller, mit denen er sprach; manche hatten Namen, hinter denen schon Leistung stand, andere waren im Aufstieg, vielen stand der Stempel dauernden unfruchtbaren Zigeunertums von vornherein auf der Stirn.

Am liebsten war ihm ein junger Student, namens Olaf Pierzen, den er auch in der Bibliothek häufig traf. Der Junge studierte Kunstgeschichte und hatte sich Solger nach einer zweistündigen Unterhaltung über die frühitalienischen Maler mit begeisterter Schülerschaft angeschlossen. Richard erwiderte seine Anhänglichkeit mit verborgener Dankbarkeit: der junge Mensch konnte nicht wissen, was er ihm mit seiner gläubigen Verehrung an Bestätigung des eigenen Standpunktes

gab. Er war also immerhin imstande, sich mitzutheilen, seine Ideen hatten die Fähigkeit, hinzureißen, schon strömten sie Duft — sie würden einst zeugen und zünden!

Hätte Richard weniger angeborene Bescheidenheit besessen, so wäre ihm die allgemeine Achtung, mit der ihm in jenem Kreise begegnet ward, und die zunächst nichts war als eine unmittelbare Wirkung seiner Person, seines sehr durchgearbeiteten Gesichtes, gewiß nicht entgangen. Die neue Lage, in der er sich befand, aber ließ ihn unsicher sein. Er war es nicht mehr gewohnt, allein auf die Wirkung seiner Person angewiesen zu sein — er traute dieser Person nicht recht etwas zu.

Drei Monate nach Beginn seines neuen Lebens — ein halbes Jahr also nach Gerdas Tod — lernte er Andrea Leux kennen. Eines Tages trat sie in sein Leben, ohne daß er noch am Vorabend ihre Existenz auch nur geahnt hätte. Vierundzwanzig Stunden später fragte er sich, wie es überhaupt möglich gewesen sei, die Welt schon früher zeitweise einigermassen daseinswert zu finden?

Er war am Morgen des 2. Dezember, ehe er zur Bibliothek aufbrach, bei der Majorin eingetreten, um ihr die Miete zu bringen, da er gestern nicht genug Geld bei sich gehabt und erst im Laufe des Tages das Nötige von der Bank geholt hatte, wo er aus lauter Gewissenhaftigkeit gegen sich selbst immer nur beschränkte Summen auf einmal abhob. Während er noch ein paar Mi-

nuten verweilte, um der Angelegenheit den rein geschäftlichen Charakter, der seiner Wirtin immer peinlich zu sein schien, zu nehmen und geduldig auf eins ihrer ständigen Themen — diesmal war es der Kohlenmangel — einging, flogte es an der Tür, und ohne weiteres trat eine junge Dame herein.

Richard wußte nachher, daß er gleich, als es flogte, mit einem sonderbaren Gefühl nach der Tür hingeblickt hatte, mit dem Gefühl der zweifellosen Erwartung von etwas Wichtigem und Entscheidendem. Er war sich ganz sicher, daß dies keine nachträgliche Einbildung war. Hatte er sich nicht den ganzen Tag über in Gedanken diese Begegnung wiederholt, und hatte ihm nicht Andrea später bestätigt, daß in seinen Augen der Ausdruck einer wohl erstmaligen, aber keineswegs unvorbereiteten Begrüßung gestanden habe? Die junge Dame murmelte übrigens eine Entschuldigung und wollte sich wieder zurückziehen; sie wurde jedoch von der Majorin daran gehindert, die sich ihr zuwandte und zugleich die Vorstellungsförmlichkeiten erfüllte. „Unsere neue Hausgenossin“, fügte sie erklärend hinzu.

Richard hatte kaum ihren Namen verstanden. Er sah das Mädchen in einer schwebenden, gleitenden Weise auf sich zukommen, die etwas vom Schreiten eines hochbeinigen Vogels an sich hatte, so als sei der Gang von der unmerklichen Unterstützung der Schwingen getragen. So ging sie an ihm vorüber zum Fenster, wo sie abwartend auf

einem Stuhl Platz nahm. Sie hatte ihm die Hand gereicht, ohne stehenzubleiben, und sie hatte ihn flüchtig betrachtet: als er eine halbe Minute darauf die Treppe in einem Zustand von Betäubung hinunterschritt, fühlte er noch den entschwindenden leichten Druck ihrer Hand und war wie eingetaucht in die lichtgraue wässerige Woge ihres Blicks. Die linke Hand hatte sie in der Tasche gehalten, sagte er sich, in der Tasche ihrer hellbraunen Wolljacke, die mit einem schmalen Lederriemen gegürtet war, wie bei einem Knaben.

Abends dann, im Café, hatte er länger Zeit, sie zu beobachten.

Er erblickte sie gleich beim Eintritt, nachdem er länger als für gewöhnlich zu Hause gesessen hatte, immer in der halbzugestandenenen Hoffnung, etwas von der neuen Mieterin, deren Zimmer dem seinigen gegenüberlag, zu vernehmen, wenigstens das Geräusch ihrer Heimkehr; denn daß sie nicht zu Hause war, hatten ihm ihre dunklen Fenster verraten, als er von einem Spaziergang nach dem Abendessen zurückkam. Ärgerlich darüber, daß ihm die Arbeit heute so gar nicht von der Hand gehen wollte, war er schließlich aufgestanden und wieder fortgegangen. Er meinte, gar keine Stimmung für das Café zu haben, und war nur mechanisch in die gewohnten Straßen eingebogen. Das Wetter war naß und eisig — schließlich konnte ein heißes Getränk doch guttun. Da war ihm aus dem warmen rauschigen Dunst des Lokals das einmal Gesehene, für

immer doch eingeprägte Antlitz entgegengeleuchtet, wie ein Stück Bernstein unter Massen von Muscheln am Meerstrand.

Er hatte kaum Fassung genug, sich seinen Platz so zu wählen, daß er sie, selbst ungesehen, im Auge behalten konnte.

Bis er feststellen konnte, daß sie in einem Kreise von Leuten saß, von denen ihm die meisten bekannt waren, und unter denen, mit dem Rücken zu ihm, auch sein Freund Olaf war, vergingen wohl fünf Minuten. Was er bis dahin allein sah, war das Wunderbare, daß sich durch den Scheitel ihres straff zurückgestrichenen dunkelblonden, nur an den Schläfen und über den Ohren gelockerten Haares eine helle Strähne zog, silbrig und wie von der Sonne hineingelegt. Daß ihr Kopf schmal und länglich, ihre Stirn sehr zart gewölbt war; daß die Nase zwischen schönen flächigen Wangen mit einer nicht unedlen Biegung stark vorsprang, das Kinn dagegen unter dem vollen Munde zurückwich, so daß das Profil, wie er bei einer Wendung feststellte, einen leise kränklichen Zug bekam. Es lag wie der Ausdruck einer Unfähigkeit in dieser abfallenden Linie, sie beunruhigte den Physiognomiker in ihm sofort, aber viel stärker war eine andere Beunruhigung.

Richard meinte zu wissen, was Verliebtheit sei, er war auf diesem Gebiet seines Wesens ein Mensch der zärtlichen Träume, der heimlichen Rauschmöglichkeiten, der sehnstüchtigen, vergotenden Anbetung des Gegenstandes, auf den seine

Wahl fiel, und die Verbindung mit Gerda hatte ihn gerade in den letzten Jahren von innerlichen Erlebnissen dieser Art nicht abzuhalten vermocht — er hatte ihrer bedurft wie eines Opiats. Jetzt fühlte er etwas unvergleichlich Stärkeres in sich frei werden als je zuvor. Es war, als habe er bisher sein Herz wie ein ungeduldiges Schiff an der Ankerkette, wie einen rußenden Papierdrachen an der Schnur gehalten und ihm keine andere Freiheit gegönnt als eine, die sein Willen in Grenzen hielt. Jetzt, fühlte er, war der Augenblick, wo die Kette — das Seil zerriß, er mochte es zulassen oder nicht. Jetzt ging das Schiff vor dem Wind — jetzt flog er!

Als er mit seiner Erkenntnis so weit gekommen war, merkte er, daß er wie traumwandelnd durch den Ruf auf sie zuging, die ihm entgegen sah und ihn anlächelte. Wenige Minuten, nachdem er in die Tafelrunde aufgenommen war, wurde der Platz an ihrer linken Seite frei, und er rückte neben sie, als sei es nicht anders möglich.

Die ersten Stadien einer Beziehung zwischen zwei Menschen sind zuweilen von einer kaum wahrnehmbaren Flüchtigkeit, und zwar ist das meist um so mehr der Fall, je eindeutiger die gegenseitige Bedürftigkeit ist. Viel, viel seltener geschieht es, daß jene elektrische Verbindung im Geistigen aufflammt, dort, wo von bewußtem und entwickeltem Selbstschutz Sicherungen und Hemmungen aller Art eingeschaltet sind, um das Mitgerissenwerden der Persönlichkeit und den



Mißbrauch der edelsten Kräfte durch einen vielleicht rein physischen Ausruhr zu verhindern. Hier aber kam es dazu, hier bereitete das große Fest des Einklangs von Leib und Seele sich vor, und es kommt einstweilen nur auf diese Tatsache und nicht darauf an, wie stark sich der eine oder der andere der beiden bewußt in das gemeinsame Abenteuer hineinbegab.

Als sie nach einer halben Stunde im gegenseitigen Einverständnis zusammen aufbrachen, ward es Richard nur durch den Ausdruck, den Olafs Gesicht beim Abschied trug, für einen Augenblick klar, daß etwas verändert war. Olaf sah ihn so ernst und zugleich so schwärmerisch an, daß ihm Richard die Hand sehr stark drückte. Dann schloß die regenbogenfarbene Kugel sich wieder um ihn und Andrea.

Zwei Menschen wandern in einer Dezembernacht durch die sparsam beleuchteten Straßen der großen Stadt. Sie bemerken durchaus nicht, daß das Wetter sehr schlecht ist, daß ein häßlicher Wind ihnen den Schnee in die Augen treibt. Vielleicht biegen sie hin und wieder, ohne es zu wissen, in eine geschütztere Straße ein, wo das Sprechen leichter vonstatten geht. Der Mann hat seinen Arm in den des Mädchens geschoben, ihre Hände verschränken sich, sie sind ohne Handschuhe, als wäre es Sommer. Wenn das Gespräch sie zu zwingen scheint, stehenzubleiben, ist es immer unter einer Bogenlampe, deren schwankendes

Licht es ihnen erlaubt, sich gegenseitig in die Augen zu sehen.

Zwei Menschen sind aus völliger Fremdheit mit der größten Selbstverständlichkeit in das natürlichste, tiefste Vertrauen übergegangen. Das ist wunderbar — doch es ist wunderbar, denn wir machten uns ja schon klar, daß es sich nicht um einen Fall gegenseitiger primitiver Anziehung handelt. Es ist eine so seltene, bestürzende Tatsache, daß man ein Recht hat, zu zweifeln. — ein Recht zu der Frage, ob denn für beide das Wunder gleichermaßen ein Wunder war? Ob etwa auf einer Seite die Tür von jeher nie ganz fest verschlossen — ob eine Gewohnheit schneller Bereitschaft für das Erlebnis vorhanden war? Bei Richard war das gewiß nicht der Fall.

Richard selber war aber der letzte zu zweifeln, zu fragen. Als er lange nach Mitternacht eine Weile allein in dem Schneetreiben auf und ab ging, weil sie sich geeinigt hatten, es sei flüger, nicht gleich am ersten Abend zusammen nach Hause zu kommen, überlegte er nichts als das, was er Andrea noch heute, in dieser Nacht noch, weiter zu sagen hätte. Und ohne daß sie es verabredet hätten, glitt sie eine halbe Stunde später in sein Arbeitszimmer — in dem bräunlichgelben Pyjama, das den starken Salzsatz frei ließ, alles andere als eine Frau, die zu einer heimlichen Liebesstunde geschlichen kommt — vielmehr ein Wesen unbestimmbarer Fremdartigkeit —

Dschiu, der Bote der Götter vielleicht, gesandt zu lauschen, zu lindern, zu leiten. Nicht, daß Richard dies dachte — er dachte überhaupt noch nicht über das nach, was ihm geschah. Es soll nur gesagt werden, daß er Andrea nicht wie eine Geliebte erwartete oder aufnahm, sondern wie die Verkörperung einer Erfüllung heiß ersehnter und nicht mehr erhoffter Möglichkeiten zur Vollendung des Lebens auf jedem Gebiet. Ihre Hingebung ließ ihn vor Glück erbeben; stärker aber als ihrem weiblichen Zauber erlag er ihrem geistigen Lebenshauch, der alle seine Fähigkeiten so seltsam löste.

Er erfuhr in dieser Nacht, daß sie sich von ihrer Familie getrennt hatte, um sich der Bühne zu widmen, daß sie aber einstweilen hauptsächlich ihrer allgemeinen Bildung lebte, Vorlesungen hörte und viel unter Menschen ginge. Sie war zweiundzwanzig Jahre alt und im Elsaß zu Hause; ihre Mutter stammte aus Frankreich. Diese Angaben machte sie auf behutsame Fragen von ihm beiläufig und in einem Ton, als sei sie selber sich wenig interessant.

Sie kauerte auf dem Boden vor ihm, den Kopf an seine Knie gelehnt und dem Rauch ihrer Zigarette nachsehend. Es fiel ihm nicht ein, ihre Existenz einer Kritik zu unterziehen, er nahm ohne weiteres an, daß ihre Verhältnisse es ihr eben erlaubten, so zu leben, wie ihre Arbeit es nötig machte. Diese Arbeit war's, die ihn mehr anging als alle anderen Umstände ihres Lebens.

Als sie davon sprach, war ein besonderer Ton, etwas von sachlicher Befessenheit in ihre Stimme gekommen, der ihn aufhorchen ließ: hier war die Achse ihrer Gemeinsamkeit, hatte er plötzlich gespürt. Die Art, wie sie seine Bücher, wie sie die Anordnung seiner Manuskripte und Hefte auf dem Schreibtisch gemustert — achtungsvoll, kameradschaftlich, aber mit einer anderen, gewissermaßen zurückhaltenderen Kameradschaftlichkeit, als seine Frau sie gehabt, in deren Wesen immer ein wenig von der straflosen Zutraulichkeit eines zahmen Vogels gelegen hatte — diese Haltung hatte ihn restlos entzückt.

Einmal — sie hatten schließlich aneinandergeschmiegt auf dem Sofa gegessen — war er tief erschöpft eingeschlummert. Als er zu sich kam, lag sein Kopf eng an ihre Schulter gebettet; ihre Hand, seine Schläfe umfassend, hielt ihn dort fest, während die andere, zart streichelnd, über sein Antlitz glitt. Er fand sich nicht gleich zurecht und starrte verstört in die grünliche Helle der Schreibtischlampe. Es lag drückend auf seiner Brust, etwas wie Alp, eine räthelhafte, lastende Angst.

„Du hast geschlafen“, murmelte sie, und da spürte er erst die lieblosende Hand und spürte auch, daß sie kalt war und bebte. Er hob die Augen und sah eine Traurigkeit in ihrem Gesicht, die ihn erschreckte wie der unvorbereitete Blick in die Unergründlichkeit eines Brunnens, dessen Flut er für durchsichtig klar gehalten hatte. Dennoch lächelte sie, und dies müde Lächeln, von dem

er fühlte, daß es für ihn war, erschütterte ihn stärker, als Tränen es gekonnt hätten. Er wollte sie bitten, ihm mehr von ihrem Leben zu sagen, aber er flüsterte nur: „Oh — wieviel ich dir noch zu sagen habe . . .“ Das war ja daselbe — nicht wahr?

Sie kamen überein, sich am Tage in der Wohnung so gut wie gar nicht zu sehen, wie Fremde aneinander vorbeizugehen und sich auf diese Weise das abendliche Zusammensein ungestört und unbeobachtet zu erhalten. Sie hatten den Vorteil, daß die Majorin in den hinteren Räumen hauste, die von der eigentlichen Wohnung durch den Hohlraum eines sogenannten Berliner Zimmers getrennt waren. Das Dienstmädchen ging abends nach Hause, die anderen Mieter, ein musikstudierender Pole mit seiner Frau, würden sie wenig stören, da sie für nichts in der Welt Sinn zu haben schienen als für nächtelange murmelnde Diskussionen mit Landsleuten. Tagsüber wollten sie sich zum Essen und zu Spaziergängen treffen, und da in der Folge das Wetter sich aufklärte und leichter Frost kam, machten sie noch vor Weihnachten einige Ausflüge in die Umgebung, von denen Richard wie ein Neugeborener zurückkehrte.

Andrea behielt ihre gleichmäßige, etwas wehmütige Heiterkeit bei. Sie strahlte wohl auf, wenn sie ihn auf der Straße im Gewühl der Menschen erkannte. Hatte sie dann aber ihren Arm unter den seinen geschoben und schritt in



ihrer gleitenden, leise vorwärtsdrängenden Art neben ihm her, so war ihr Blick in die Ferne gerichtet. Sie hörte ihm zu, denn meist sprach doch er, sie gab ihm durch einen Druck ihrer Hand, durch halblautes Wort, ihre Zustimmung. Aber sie fragte kaum, wenigstens in der ersten Zeit, und sie sprach selten freiwillig von sich oder gar von ihrem Gefühl.

Immerhin erfuhr Richard einiges aus ihrem vergangenen Leben, das ihm genügte, ihm ihren Ernst, ihren auffallenden Weitblick, ihre anscheinende Gelassenheit allen Lebenszufällen gegenüber zu erklären. Eine frühe grausame Liebesenttäuschung und eine ihr durch das Erbteil ihrer französischen Großeltern ermöglichte Wanderzeit in Italien und Frankreich — das dünkte ihn Schule genug für einen gutveranlagten Menschen zu sein. Sie hatte schon einmal ein halbes Jahr in Berlin gelebt, hatte die Stadt aber im vorigen Sommer verlassen, um eine sie quälende Verbindung mit einem Regisseur, der sie unterrichtet hatte, zu lösen.

Richard nahm von diesen zurückliegenden Erlebnissen mit anderen Männern nicht anders Kenntnis als von ihren Reiseberichten. Er war so überzeugt, dies alles habe nicht mehr Wichtigkeit für sie gehabt, als sein Eheerlebnis jetzt für ihn in seinen Augen besaß; es sei also nur Station auf dem Weg zu dem einzigen Ziel gewesen, das er für sie sein mußte, so wie sie es für ihn war, daß er es empfand wie das jähe Aufgäh-

nen eines Abgrundes zu seinen Füßen, als sie in einer Stunde innigster Nähe einmal gedankenverloren sein Haar streichelnd meinte: „Vielleicht — vielleicht könntest du wirklich die große Leidenschaft für mich werden . . .“

Er fühlte eine schreckliche Kälte sein Herz überhauchen.

„Aber Andrea,“ sagte er atemlos, ihre Hände ergreifend und ihren Blick suchend, „was sonst, Andrea — was sonst?“

Sie gab keine Antwort. Ihre Brauen zuckten, auf ihrer Stirn kam das geschlängelte Aderchen zum Vorschein, das ihn manchmal beunruhigte. Ihre Augen sahen an ihm vorbei, in dem beschwichtigenden Streicheln ihrer Hand lag die Bitte um Schweigen.

Über dieses Gespräch setzte sich Richard mit jenem rätselhaften Optimismus hinweg, von dem im ersten Abschnitt eines Liebesverhältnisses immer der am stärksten Betroffene geblendet ist.

Aus seiner eigenen Vergangenheit gab es nichts, was er Andrea nicht schon in den ersten Tagen erzählt hätte, außer dem wahren Stand seiner finanziellen Verhältnisse, und dies Verschweigen wurde ihm aus zwei Gründen leicht gemacht. Erstens lag Andrea scheinbar nichts ferner als die Frage danach, woher er seine Mittel bezog. Sie wußte, daß er während des Krieges auf Kosten seiner Frau leben mußten; aber selbst wenn sie annehmen mochte, daß er auch jetzt von ihrer Hinterlassenschaft zehrte, so fiel es ihr doch nie

ein, nach dem Umfang seiner Einkünfte zu fragen oder zu vermuten, er könnte mehr besitzen, als er bei seinen offenbar so bescheidenen Bedürfnissen ausgab. Andererseits waren ihm selbst seine neuen oder vielmehr seine alten Gewohnheiten so schnell in Fleisch und Blut übergegangen, daß er den vergrabenen Schatz zeitweise völlig vergaß, um sich seines Vorhandenseins nur zu erinnern, wenn die monatliche Abrechnung mit Blandinger bevorstand — und dann ohne alle Lust an seinem Besitz.

Die Verbindung mit Andrea war in keiner Weise dazu angetan, seine Lebensweise zu verändern. Im Anfang kam es ein paarmal vor, daß sie die Kosten eines gemeinsamen Konzertbesuches, eines Ausflugs trug, so gleichgültig waren ihnen beiden diese Ausgaben. Dann kam allerdings bald eine Periode, wo es ihn schwere Kämpfe kostete, sie nicht mit allem zu überschütten, was kostbar und schön war; sie dauerte nicht lange, denn augenscheinlich ging das Mädchen unberührt an allen Verlockungen der großen Modemagazine und den Auslagen der Luxusgeschäfte vorüber. Zuweilen legte sie ein ganz objektives Wohlgefallen für die oder jene erreichte Wirkung, für schöne Steine, für eine Farbenzusammenstellung an den Tag, aber so gänzlich ohne einen Ton des Begehrens in Stimme und Ausdruck, daß es einer Beleidigung gleich geschienen hätte, hieraus den Anlaß zu einem Geschenk zu ziehen.

Sie kleidete sich mit einem Geschick, das der enthaltsamsten Einfachheit den Anschein durchdachtester Eleganz verlieh. Ihr geschmeidiger, tänzerisch durchgebildeter Körper, ihre hohe, knabenhafte Gestalt bedurften freilich keiner besonderen Mittel, um zur Geltung zu kommen. Richard liebte die asketischen grauen Kutten, die sie für gewöhnlich über hemdartigen Blusen aus einem gerauhten weißen Stoff trug, fast noch mehr als ihre seltenen Festgewänder.

Zu Weihnachten beschenkte er sie mit einigen Büchern, von denen er annahm, daß sie ihre Studien ergänzen konnten. Mit einiger Verlegenheit legte er eine Spange dazu, deren Wert allerdings nur für den Wissenden außer Zweifel stand: er hatte sie von einem bekannten Künstler entwerfen lassen, und es würde nie ein zweites Stück dieser Art geben. Andrea empfing sie mit unbefangener Freude und beschämte ihn ihrerseits mit ihrer Gabe, in der er ein persönliches Opfer vermuten mußte. Sie gab ihm eine ägyptische Tierstatuette aus ihrem Besitz, eine schöne, patinaüberzogene Kasse mit viereckigem Kopf, an der sie, wie er wußte, wie an einem Talisman hing.

Gegen Ende des Monats fragte sie ihn eines Tages bei Tisch unvermittelt, ob er ihr mit einer gewissen Summe aushelfen könnte. Sie gab keine Erklärung dafür, wozu sie das Geld brauche, und er vergaß den Vorfall sofort, bis sie gleich nach dem Ersten ihre Schuld erledigte. Jetzt bat er sie,

in jedem Fall einer Verlegenheit sofort zu ihm zu kommen, worauf sie ihn rasch und prüfend anblickte und kurz antwortete: „Danke. Für mich selbst werde ich es wohl nie in Anspruch nehmen, aber vielleicht einmal für andere.“

Im Bewußtsein ihrer Verschllossenheit versagte er sich jede weitere Frage. Daß ihre Antwort ein wenig in ihm arbeitete, konnte er nicht verhindern. Doch als ihr Gespräch einige Tage darauf zum erstenmal auf ein politisches Thema geriet und Andrea sich fast mit Leidenschaft zu einem phantastischen Kommunismus bekannte, atmete er etwas auf. Es war ihm damals noch nicht ganz klar, warum ihn ihr Zugeständnis, daß sie sein Geld für „andere“ gebraucht hätte, beunruhigte.

Phantastisch waren ihre Gleichheitsgrundsätze insofern, als sie dieselben durchaus nicht allgemein, sondern nur auf eine bestimmte Menschheits-schicht angewandt wissen wollte: auf die Künstler und geistig schöpferisch Arbeitenden nämlich. Sie wurde hier auf einmal so gesprächig, wie sonst nur zuweilen, wenn sie in die Stimmung kam, ihr Arbeitsziel zu entwickeln, und Richard hielt den eigenen Atem zurück, denn er hatte erfahren, daß ein einziger Einwand, aus dem sie Mißverstehen schließen konnte, sie zum Verstummen zu bringen vermochte.

Das Gespräch verlief ein wenig im Sande, da er keine rechte Begeisterung für den Plan einer Siedelung geistiger Arbeiter, den sie ihm darlegte, aufzubringen imstande war. Er war der beschei-



denen Ansicht, daß der Schöpfer geistiger Werte sich durchaus der Welt nicht entziehen dürfe, sondern seine Mühle gleicherweise zugänglich für Korn und Wind errichten, sich also recht inmitten des menschlichen Getriebes ansiedeln müsse. Er sagte etwas Beiläufiges von der Verpflichtung des Sauerteigs und von den Leuten, die das Evangelium das Salz der Erde nennt; auch das hier naheliegende Licht, das nicht unter den Scheffel gestellt werden darf, fiel ihm ein.

Andrea stimmte dem mit jener bedingten Höflichkeit zu, die er mehr fürchtete als Widerspruch. Wenn sie damit andeuten wollte, daß der Radikalismus der geistigen Jugend von heute eben nicht die Sache eines Mannes sein könne, der seine Jugend diesseits von Krieg und Revolution gehabt habe, so war die Wirkung nicht die, die sie bezweckte. Richard schätzte es gar nicht, mit Nachsicht betrachtet zu werden.

Das Ergebnis dieser Unterhaltung bei ihm war Nachdenklichkeit und die nicht mehr zu vermehdende Einsicht, daß Andrea eben nicht in derselben Stunde vom Himmel gestiegen war, in der seine Augen sie zum erstenmal sahen, sondern daß sie, verstrickt in andere Maschen des unendlichen Lebensnetzes, dagewesen war, gleich ihm, und daß damals sich nur ihre Fäden zur ersten Verknüpfung gekreuzt hatten. Was wußte er von den zahllosen anderen Knoten, in die ihr Leben verschlungen war, aus denen sie sich ebensowenig ganz lösen konnte wie er aus den hundertfälti-

gen Bindungen des eigenen Lebens, und mochte von beiden Seiten der Schnittpunkt noch nie so sehr der Begegnung zweier Gestirne geglichen haben? Richard begann die Welt zu betrachten, in der Andrea bisher gelebt hatte, und das machte ihn unruhig.

Er hatte bis jetzt keinen Wert darauf gelegt, zu wissen, wie Andrea die Stunden des Tages verbrachte, die er nach wie vor, und seit er sich glücklich fühlte, mit größerem Ertrag als je, auf seine Arbeit verwandte. Er wußte, daß sie vormittags die Rollen studierte, die sie demnächst einem Agenten vorsprechen wollte, er wußte, daß sie zu anderen Stunden mit gymnastischen Übungen und mit der Ausbildung ihrer Stimme beschäftigt war, doch war ihre Zeiteinteilung ihm im einzelnen nicht bekannt.

Jetzt geschah es, daß er aufhorchte, wenn er vormittags von seinem Schreibtisch aus hörte, daß das Mädchen an ihre Zimmertür pochte, um einen Besuch anzumelden; ja, es kam vor, daß er auf den Korridor trat, wenn es geklingelt hatte, und unter irgendeinem Vorwande flüchtig Kenntnis von dem Besucher nahm. Es kam die Freundin, mit der sie als Partnerin arbeitete, es kam eine andere, die Malerin war und sie zeichnete. Mochten sie immer. Zuweilen kam Olaf — er wurde gebilligt.

Olaf, der Andrea mit pagenhafter Ergebenheit zugetan war, hatte eine ehrfürchtige Scheu, Richard in seinen geheiligten Arbeitsstunden zu

stören. Doch fühlte Richard, er kam nicht Andreas wegen, er freute sich eines Vorwandes, in seines Meisters Nähe weilen zu können. Richard wußte durch Andrea, daß der Junge oft stundenlang in einer Ecke saß und las oder schrieb, bis Richards Speisestunde herangerückt und es erlaubt war, auch bei ihm einzutreten, was unter der Entschuldigung der Wiedergabe eines entliehenen Buches oder der einer sachlichen Frage geschah, wenn anderes nicht vorlag.

Olas holte ihm die nötige Literatur von der Bibliothek. Olas schrieb ihm sein Manuskript auf der Maschine ab. Olas war sein Schüler und Samulus, und Andrea erzählte ihm einmal lächelnd, daß sie die erste hymnisch gehaltene Kunde von seinem Dasein eben durch einen Brief Olas erhalten hätte. Damals war es Richard eingefallen, daß Olas auch ihm von Andrea gesprochen hatte, als von einer Freundin, die vor einem halben Jahr auch hier bei der Majorin gewohnt habe. Er hatte sich aber trotz aller Mühe nicht darauf besinnen können, was Olas noch von dieser Freundin gesagt hatte. Er grübelte manchmal darüber nach, denn es war ihm, als sei es etwas gewesen, das ihn heute mehr interessieren würde, ja, etwas, das er eigentlich wissen mußte.

Außer diesen Menschen kam Hartwig von Zeit zu Zeit zu Andrea, und seit er das entdeckt hatte, wußte Richard, daß es Hartwigs Besuche waren, deren Häufigkeit er feststellen wollte, wenn er sich mit einem quälenden Gefühl von Beschämung

zur Tür schlich und lauschte, sooft es vormittags klingelte. Er kannte Hartwig aus dem Café, er hielt ihn ungefähr für das Gegenteil von sich selbst, ohne ihn deswegen bisher einer Gegnerschaft für würdig gehalten zu haben.

Hartwig war Philosoph und Schriftsteller, er vertrat die Auflösung aller Reste einer in Vorkriegszeiten verwurzelten Welt und verzichtete, wie er durch seine Arbeiten bewies, auf jegliche in sich selbst ruhende, Neues still schaffende Kunst, ehe nicht das neue Chaos gebildet war, zu dessen Entstehung er seinerseits tat, was er konnte. Richard nahm ihn erst ernst, seit er fühlte, daß Andrea es tat. Sie nahm Leute ernst, die er für nicht halb so begabt hielt, wie sie selber es war, was ihn zunächst mit großem Erstaunen erfüllte, bis er sich verwandter Selbsttäuschungen aus seiner eigenen Jugend erinnerte.

Als er es noch für möglich hielt, sie anderer Meinung zu machen, über den Graphiker Frige zum Beispiel, über Dichter, wie den jungen Kolb, wie Arnold Buxbaum oder Gustav Löhr — ferner über eine ganze Gruppe junger Leute, die eben einfach in Bausch und Bogen Künstler hießen, ohne daß sie selbst oder andere genau wußten, womit sie sich im einzelnen beschäftigten — manche davon waren nur den Grundsätzen, nicht mehr den Jahren nach jung zu nennen —, hatte sie ihm einmal nicht weniger sanft im Tone wie immer geantwortet: „Von einem saturierten Standpunkt aus läßt sich natürlich keine objektive Ein-

stellung zu uns finden", und hatte ihn damit ganz anders getroffen, als sie wahrscheinlich beabsichtigt hatte.

Er beging den strategischen Fehler aller, die sich an einer Stelle getroffen fühlen, wo der Angreifer eigentlich gar keine Blöße vermutet hat, indem er durch überflüssige Verteidigung die Aufmerksamkeit erst auf diesen Punkt zog. Andrea, die ihren Pfeil im Grunde aus Hilflosigkeit ins Blaue geschossen zu haben meinte, sah ihn nachdenklich an, als er ausführte, von Sättigtheit könne wohl bei einer geistigen Rastlosigkeit wie seiner gar nicht die Rede sein, und sie stellte dann die Gewissensfrage, ob er bei seiner Arbeit eigentlich jemals gehungert, physisch gehungert habe, wie seinesgleichen das heute gar nicht anders mehr kenne? Jawohl, sie wisse — er habe eine harte Jugend gehabt. Aber ob er nicht zugeben müsse, daß selbst die Dürftigkeit vor dem Kriege ein anderes Gesicht gehabt habe?

Während sie sprach, beschlich Richard Solger ein elendes, peinigendes Beschämungsgefühl; er spürte für einen Augenblick den Boden unter sich weichen. Er sah sie nicht an, er meinte, daß sie gleich anfangen würde, davon zu sprechen, wie er den Krieg verbracht habe, und daß sein Zustand schon so, wie sie ihn sich vorstellen konnte, in ihren Augen mit dem Gluck des bürgerlichen Behagens gestempelt sein müsse — mildernde Umstände gab es vor dem Forum dieser jungen Unbedingten da nicht. Diese Stimmung aber währte nur, solange



sie sprach, dann war an ihrer Stelle plötzlich etwas ganz anderes, Zorn nämlich, oder weniger als Zorn, ein halb gerührter, halb gelangweilter Arger darüber, daß er sich auch nur vorübergehend den Standpunkt eines sich ernst, ja feierlich nehmenden Kindes aufdrängen ließ. Denn früher nicht als bei dieser Gelegenheit war es ihm zu Bewußtsein gekommen, wie jung, wie sehr jung seine Freundin noch sei.

Er war infolge dieser Erkenntnis eben zur Einsicht gekommen, daß er, der wie kein anderer ihren wahren Wert, ihr reines Streben und ihre merkwürdigen Aufzeichnungen über Theaterregie und die Auffassung gewisser Rollen kannte, auch wie kein anderer die Pflicht habe, in ihren rasbiaten Ansichten die Kapriolen der Entwicklung eines außergewöhnlichen jungen Menschen zu sehen, daß er es also ruhig abwarten könne, bis sich dieser Freundeskreis wie eine ausgewachsene Haut von ihr löste — als er die eben wiedergewonnene Ruhe von neuem einbüßte.

Als er sich an jenem Morgen zur Arbeit hinsetzte, lag eine Nacht so tiefer Entzückung hinter ihm, wie er sie noch niemals erlebt hatte. Sie hatte eingeseht mit einer großen Aufführung der 8. Beethovenschen Sinfonie, deren herbe Klarheit er früher nie begriffen hatte, und die ihm dieses Mal aufgegangen war wie eine Offenbarung der eigenen Seele. Er wußte nicht, was Andrea an seiner Seite in dieser Stunde erlebte, so hingegenommen war er von dem, was ihm sich er-

schloß. Er fühlte nur, daß sie sich in dem Zusammensein, das sie dann hatten, rückhaltloser zu ihm bekannte als je. Niemals, so dachte er an diesem Morgen, hatte er die ganze Fülle ihres Wesens so tief zu fühlen bekommen, hatte die unvergleichliche Mischung der zärtlichen Frau und des heroisch gestimmten, heldengläubigen Knaben, die sie war, so ineinanderrinnend geschlürft, sie nie so stark als etwas Einzigartiges, ihm durch kaum faßbare Gunst der Götter gesandte Begnadung empfunden. Nie war das Instrument seines Geistes reiner zum Werk gestimmt gewesen als an diesem Morgen.

Da ward ihm die Post auf den Schreibtisch gelegt.

Er durchblätterte sie gelangweilt: ein paar Drucksachen — ein Brief seiner Schwiegermutter — eine Buchhändlerrechnung — eine Postkarte mit der Textseite nach oben. Er las: „E. A.“ (E. A. — wieso E. A.!) „E. A. Ich erwarte dich um 11 Uhr vormittags, nachmittags ist es leider unmöglich. Bitte sei pünktlich. Ich erwarte Dich dringend. Dein Ewald.“ Ewald? Wer ist Ewald? dachte Richard ratlos und drehte die Karte um. Auf der Adresse stand: Fräulein Andrea Leux.

Richards erste Bewegung war, zu klingeln und die Karte sofort durch das Mädchen hinüberzuschicken. Mitten im Zimmer blieb er stehen und starrte das Papier in seiner Hand an. Ewald — das konnte doch nur Ewald Aston sein — der Regisseur Aston, jener Freund, mit dem Andrea,

wie sie ihm mehr als einmal gesagt, endgültig gebrochen hatte! Endgültig — weil die Verbindung von seiner Seite in ein Abhängigkeitsverhältnis peinlichster Natur ausgeartet war — weil Andrea in den Niederungen, in die er sie geführt, nicht mehr zu atmen vermocht hatte . . .

Richard trat an den Schreibtisch zurück, und stehend kitzelte er unter den Text der Karte die Worte: „Ich erwarte Dich um 10 im Café.“ Er setzte seinen Namen darunter und rief nach dem Mädchen. Als er sich durch das Gehör überzeugt hatte, daß Andrea die Doppelbotschaft ohne Verzug empfangen hatte, fühlte er, daß ihm die Knie wankten. Mechanisch blieb er vor dem Spiegel stehen, rückte an seiner Krawatte und strich sich über das Haar — irgendwie war ihm, als sei er in Unordnung geraten. Unruhig spähend sah er dem Mann im Glas in die Augen: hatte der gestern schon so grau, so verfallen ausgesehen?

„Wenigstens sehe ich eben nicht saturiert aus“, dachte er hohnvoll. Dann verließ er das Haus, obgleich es nicht später als neun war.



In der Stunde, da der Eishauch der Eifersucht eine Liebe streift, verliert sie ihr erstes Gesicht, das Gesicht ihrer gläubigen Frühzeit, das einen neuen Schöpfungsmorgen gesehen zu haben gewiß war.

Die Auseinandersetzungen von Richard und Andrea über den Fall Alston unterschieden sich in

keiner Weise von den Auseinandersetzungen anderer Leute in ihrer Lage über verwandte Fälle. Andrea war bestürzt, war verzweifelt über das, was sie einen unglücklichen Zufall nannte — die Tatsache nämlich, daß Altons Karte in Richards Hände geraten war. Die Karte hatte für sie nichts zu bedeuten, nein, nicht das geringste.

Ob sie ihn denn noch gesehen hätte, seit sie wieder in Berlin sei und also seit sie Richard kannte? Ja, gewiß hätte sie dem armen Kerl von Zeit zu Zeit ein Wiedersehen nicht abschlagen können, schon aus einem Gefühl der Verantwortung nicht, und gerade weil sie sich in der Liebe zu Richard ganz gerettet und ganz gesichert gefühlt hätte, sei es ihr leichter gewesen, seine Nähe zu ertragen, als früher. Und davon zu erzählen — nein, das sei ihr wirklich die Sache so wenig wert erschienen wie etwa ein Armenbesuch.

„Er liebt dich noch?“ fragte Richard schweremühtig, und: „Er liebt mich,“ erwiderte Andrea achselzuckend, „ich kann es nicht hindern.“

Als Richard sich nicht bezwingen konnte, zu fragen, wie weit sie ihr Mitleid mit dem Armen zum Ausdruck brächte, antwortete sie nicht und sah ihn mit soviel Trost und fast mit Verachtung an, daß er fühlte, er war zu weit gegangen. Aber obgleich Andrea an diesem Vormittag keineswegs zu Alton ging, obgleich die Liebenden den ganzen Tag zusammen verbrachten und eine wenn möglich gesteigerte Zärtlichkeit zwischen ihnen herrschte, so fühlte doch Richard, sobald er

wieder allein war, sein Glück auf einmal von Unruhe durchzittert. Die Fraglosigkeit, mit der er die ausschließlich auf ihn gerichtete Einstellung von Andreas Gedanken angenommen hatte, war zerstört.

Es gab also Menschen, denen sie noch erlaubte, sie zu lieben, gab mit Sicherheit wenigstens einen Mann, dem sie, wenn nichts anderes, so doch von Zeit zu Zeit ihre Nähe gönnte. Daß er jetzt in den Stunden, in denen er sie nicht sah, wieder und wieder daran denken mußte, wo sie sich wohl aufhielte, und mit wem sie zusammen sei, war nicht zu vermeiden. Ebenjowenig dies, daß der Inhalt ihrer Gespräche sich änderte. Es war ihm bis jetzt nicht eingefallen, ergründen zu wollen, welche Betonungen ihre Beziehungen zu den einzelnen Menschen ihres Kreises hatten. Jetzt begann er zu forschen: wie tief waren diese Männer mit dem Gefühl an ihr beteiligt, war ihre Freundschaft Maske, und wo überhaupt zogen diese windigen Relativisten die Grenze zwischen Freundschaft und Liebe? Besuchte Andrea Hartwig oder Gustav Löhr in ihren Wohnungen, so wie sie zu Aston hinging?

Richard meinte mit aller Diplomatie vorzugehen, wenn er seine Erkundigungen gesprächsweise, spielend anbrachte. Er bemerkte nicht, daß Andrea nervös erbehte, wenn er begann, sie mit Fragen einzukreisen, und daß auch ihre Antworten das wurden, was er in seinem Fall „diplomatisch“ nannte. Mitten in einer von ihm an-

gefangenen Diskussion über die Unterschiede von Liebe und Freundschaft jedoch sagte sie einmal mit unvermittelter Schroffheit, daß er an einem längst überholten Begriff vom Wesen der Erotik leide. Dieser Begriff sei so primitiv, daß es eine Ahnungslosigkeit sondergleichen bedeute, ihn heutzutage zur Norm aufstellen zu wollen. Hätte Richard nicht wahrgenommen, daß Tränen ihr nahe waren, und das Thema nun eilig gewechselt, so wäre dieser Satz kaum derart im Sande verlaufen, wie es geschah: denn in der Folge ward Richard durch eine mahnende innere Stimme gehindert, auf ihn zurückzukommen.

Das einsame Nachdenken darüber trug aber auch nicht zu seiner Beruhigung bei. Sechs Wochen waren ihm im vertrautesten Umgang mit dieser Frau dahingegangen, ehe er sich der Tatsache bewußt ward, daß er ihr so rettungslos verfallen war, wie er es in der Liebe noch nie erlebt hatte. Alle Verliebtheiten seiner Jugend verblaßten vor diesem Gefühl, und das Verhältnis zu Gerda ließ sich nicht einmal in seinen Anfängen mit der blinden, unbedingten Bereitschaft seines ganzen Wesens vergleichen, die sich Andrea aufgetan hatte. Ein richtiger Instinkt hatte ihn davon abgehalten, sie zu bitten, seine Frau zu werden: er ahnte die ganze Tiefe ihres Widerstrebens gegen jeden Schritt, der auch nur zu dem Anschein der aufgegebenen äußeren Freiheit führen konnte, und er selbst hatte nicht den Zwang gefühlt, sie an sich zu binden, solange er annahm,



daß sie gleich ihm einzig der Arbeit und ihrer Liebe lebte.

Jetzt verließ alle Vorsicht ihn, und es verging kein Tag, an dem er nicht von der Möglichkeit einer Verheiratung sprach. Andrea sah ihn dann ruhig an und schüttelte nur mit dem Kopf. Zuweilen schien es ihm, als läge Nachsicht in ihren Augen — als sei dann später etwas wie eine traurige mütterliche Zärtlichkeit in ihren Liebesojungen, etwas von dem, was ihn bei ihrem ersten Zusammensein so seltsam beunruhigt hatte. Ähnlich geschah es, wenn er versuchte, ihr zu sagen; was sie für ihn bedeutete, wenn er die Folgerungen zog, die sich für ihn aus seinem Gefühl ergaben, und wenn aus jedem seiner Worte der Junger nach ähnlichen Äußerungen von ihr klang.

Es hatte bisher nie der Erklärungen zwischen ihnen bedurft, alles war wunderbar gewesen, wie der Wandel der Sterne, aber auch selbstständig gleich ihm. Andrea wurde immer trauriger und ratloser. Sie bat ihn, wieder mit ihr zu wandern, und draußen, in der reinen silbernen Winterlandschaft schien ihm, als sei auch zwischen ihnen wieder alles gefestigt und klar.

Sie besuchten Potsdam und die zerfallenden Zisterzienserklöster der Mark. Die Vergangenheit, die an diesen Stätten lebendig war, umschloß sie mit zarter Abgrenzung, wie ein fremdes Land, in dem sie sich selbst überlassen blieben. Andrea in ihrem weiten rauhen Mantel, von ledernem

Riemen umgürtet, und den großen schwarzen Filzhut auf dem Kopf, schritt schweigsam neben ihm her, das kühne helle Antlitz ziellos spähend erhoben, während sie den Worten lauschte, mit denen er ihr glücklich und mühelos die Form seines Werkes umschrieb.

In solchen Stunden war es, als habe sein Genius, sein Dämon, menschliche Gestalt angenommen und wandle lautlos und leichtfüßig an seiner Seite, die Hand auf seinem Arme, kaum spürbar und dennoch vorwärtsdrängend, beflügelnd. Was an ihrer Beziehung unabhängig von Zeit und Körperlichkeit war, jetzt offenbarte es sich ganz, und dies Miteinanderschreiten konnte nichts sein als eine erneute vorbestimmte Begegnung, die sich von Ewigkeit zu Ewigkeit wiederholen würde.

„Wir müssen zusammen reisen“, sagte Richard an einem solchen Tage, als sie des Mittags — die einzigen Gäste — in der Wirtsstube eines Dorfsruges saßen. Es war ihm seit einiger Zeit klar geworden, daß die Fortsetzung seines Buches einen zweiten Aufenthalt in Ostasien unbedingt fordere. Der Einfall, mit Andrea zu reisen, kam ihm erst in diesem Augenblick, mit dem Zwang einer plötzlichen Erleuchtung, und voll Eifer begann er, ihr seine Pläne auseinanderzusetzen. Sie spielte mit seiner Hand, ohne ihn anzusehen.

„Du bist ein herrlicher Optimist“, sagte sie endlich. „Du bekommst vielleicht die Mittel zu

der Reise von irgendeinem Institut oder von einem Verlag — aber ich . . .”

„Das laß nur meine Sache sein“, fuhr er auf und wurde gleich darauf unsicher vor dem Blick, mit dem sie an ihm vorbeisah, und der seinen Vorschlag abtat zu vielen anderen ähnlichen Hirn-  
gespinnsten, auf die verliebte Männer in ihrer Gegenwart schon gekommen sein mochten.

Die Versuchung, ihr zu offenbaren, welche Möglichkeiten er ihr bieten konnte, stieg nicht zum erstenmal in diesen letzten Wochen heiß in ihm auf. Aber wieder bezwang er sich: so viel stärker war seine Besorgnis, von ihr nicht mehr ernst genommen und für einen reichen Dilettanten gehalten zu werden. Dieses Zugeständnis machte er ihrer harten, hochmütigen Jugend, aber — „Warum liebst du mich eigentlich?“ dachte er, plötzlich wieder vom finstren Geist seiner Zweifel beschattet, und fast ohne es zu wissen, sprach er die Frage auch aus: „Ja — warum Andrea?“ murmelte er und starrte sie an.

Ihre Augen begegneten seinen mit ungeduldigem Kummer und wichen ihm gleich wieder aus. In ihrem Gesicht bebte und suchte es: da — zwischen Nase und Mund —, da war er wieder, jener Zug von Unsicherheit und Schwäche, den er allmählich kannte, und der ihm immer sagte: sie ist ja ein Kind, trotz allem — ein Kind, das nicht weiß, was es angerichtet hat.

„Wir — wir lieben dich doch alle,“ murmelte sie jetzt, „wir sehen doch, wer du bist . . .“

„Wir“, wiederholte er unmutig. „Andrea! Weißt du nicht, in welchem Sinn ich dich frage? Nicht die Meinung von Olaf oder von unseren Kaffeehausleuten will ich jetzt hören, ich will wissen . . .“

„Was du genau weißt“, sagte sie und verbarg ihr Gesicht in den Händen. „Frage mich nicht, ich kann darüber nicht reden.“

Der Heimweg verging in Schweigen. Kurz ehe der Zug in den Bahnhof einlief, wandte Richard sich zu Andrea und sagte in ruhigem Ton, halblaut, denn sie waren nicht allein: „Auf eines aber verlange ich jetzt gleich eine bestimmte Antwort. Du kannst sie mir geben, weil es sich um etwas ganz Sachliches handelt. Ich will wissen, ob du, wenn es mir gelingt, die Mittel aufzubringen, im Frühjahr mit mir nach Japan gehen würdest oder nicht?“

Sie sah ihn still an, ihre Lippen bewegten sich. Es war ein Nein.

Richard schwieg. Nach einer Weile, als sie in eine ruhige Straße einbogen, fragte er: „Willst du mir bitte erklären, warum du nicht willst?“

Sie sagte: „Mein Engagement an den Kammerspielen zum Herbst ist so gut wie sicher, du weißt es.“

„Bis dahin werden wir wieder zurück sein.“

„Mosser“ — das war der Agent — „macht mir Aussicht auf ein Sommerengagement in Karlsbad.“

„Du würdest das vorziehen?“ Er lachte bitter auf.

Sie wurde zum erstenmal heftig. „Ich ziehe Unabhängigkeit allem anderen vor,“ sagte sie hart, „und ich will sie mir selbst schaffen. Ich wollte dir auch sagen, daß ich mich für den Februar dem West-Kabarett verpflichtet habe, es kam gestern zustande.“

Er blieb stehen. „Kabarett?“ rief er aus. Dann nahm er sich zusammen. Er wußte, daß sie ihm nicht einen Schatten von dem zugute halten würde, was sie Sentimentalität nannte, und im Grunde gab er ihr recht. „So — also das West-Kabarett“, murmelte er geistesabwesend. „Schade um unsere Abende . . .“

Sie war auf einmal sehr sanft. „Wenn ich mir durch eine tägliche Bemühung von zwanzig Minuten in vier Wochen soviel verdienen kann, um das nächste halbe Jahr wieder sorgenfrei leben zu können, darf ich es nicht von der Hand weisen, siehst du. Das wirst du verstehen“, sagte sie und nahm seinen Arm. „Außerdem kann ich viel dabei lernen, und der Name wird ein wenig bekannt.“

Er fühlte, daß sie von der Seite besorgt sein Gesicht betrachtete, und bemühte sich, gleichmütig zu scheinen.

\*

Es erübrigt sich, die kleinen Vorfälle zu erzählen, die während der nächsten vierzehn Tage

die Spannung immer stärker luden. Richard war nie in seinem Leben unglücklicher gewesen als in diesem Zustand eines erkrankten Vertrauens. Er erinnerte sich, hart gegen Gerda gewesen zu sein, wenn der Ausdruck ihrer Liebe von Eifersucht gefärbt war, er begriff Andreas Verstimmung vollkommen, aber er fühlte sich nicht imstande, sein Wesen zu ändern.

Nachdem er am Abend ihres ersten Auftretens den Saal verlassen hatte, ehe ihr Vortrag zu Ende war, weil er es nicht ertragen zu können meinte, sie den gierigen Augen und den schnöden Bemerkungen eines alkoholisierten Publikums preisgegeben zu sehen, strich er doch jede Nacht in der Nähe des Kabarets umher, nicht, um sie abzuholen, sondern um festzustellen, mit wem sie das Haus verließ, wohin sie ging, wenn sie sich nicht gleich nach Hause begab. Einmal kam es vor, daß er ihr stundenlang durch die dunklen Straßen folgte, die sie mit ihren flüchtigen Schritten schnell und einsam durchstreifte. Als diese lange und völlig planlose Wanderung endlich vor der eigenen Haustür ihr Ende gefunden hatte, stand er plötzlich neben ihr. Sie maß sich schweigend.

„Du wußtest, daß ich hinter dir war?“ fragte er schneidend.

Ein Ausdruck von Entsetzen stand in ihren Augen. Sie wandte sich ab und ging die Treppe hinauf, als sei sie allein.

Ein anderes Mal kam sie am Arm eines Man-



nes an ihm vorüber, der im Schatten einer Ecke auf sie gewartet hatte. Sie lehnte sich fest an diesen Begleiter und sprach halblaut auf ihn ein. Dann war er es, der lange Zeit zu ihr redete; er brachte sie bis vor die Thür, er legte die Hand auf ihre Schulter, schien zu bitten, zu trösten. Sie stand mit gesenktem Kopf, nickte zuweilen. Einmal wischte sie sich die Augen.

Richard war zurückgeblieben. Als sie im Hause verschwunden war, ging er dem Mann entgegen, er wußte nicht, was er vorhatte, ob er ihn nur sehen oder herausfordern wollte. Es war Olaf. Er ging an Richard vorüber, ohne ihn wahrzunehmen, der Schein einer Laterne fiel auf sein verstörtes, ganz entfärbtes Gesicht.

Dies war einer der Augenblicke, in denen Richard das Zersehende seines Wahnsinns ganz klar zu Bewußtsein kam. Nach einer schlaflosen Nacht brachte er Andrea am nächsten Tag Blumen mit und saß vor ihr, wie einer, der sich selbst verurteilt hat. Gegen Schluß der gemeinsamen Mahlzeit fragte er leise: „Du hast mit Olaf über mich gesprochen?“

Andrea sah ihn an, feindselig, wie ein in die Enge getriebenes, an den Rand seiner Widerstandskraft geheftetes Tier. „Ja —“, sagte sie.

Sein Kopf sank tief herab. „Ich habe es mir selbst zugezogen“, murmelte er.

Hiernach gingen sie zusammen nach Hause, als zwei von dem gleichen Geschoss verschiedenmaßen Verwundete, die einander zu schonen gewillt

sind, und für einige Tage herrschte zwischen ihnen eine bebende, hoffende Bereitwilligkeit.

Dann vollzog das Verhängnis sich schnell.

Andrea theilte ihm eines Mittags mit, daß sie ihre Zusage zu einem Maskenfest nicht hätte abschlagen können, daß sie aber nur hingehen werde, wenn er auch käme, und da er das Zugeständnis herausfühlte, das sie seiner Schwäche mit dieser Bedingung machen wollte, versprach er, gegen Mitternacht dort zu sein.

Zum ersten Male verbrachte sie einen Nachmittag in seinem Zimmer, da sie durch einen Zufall allein in der Wohnung waren. Alles schien heute im Gleichgewicht zu sein, der Spazinthenduft dieses Nachmittags mit seiner dämmerigen Teestunde und seiner süßen, gleichsam neugeborenen Zärtlichkeit blieb ihm im Gedächtnis, wie die kurze Rast auf einer blühenden kleinen Insel, die von der Gnade der Götter in das böse Gewässer dieser Tage hineingezaubert war.

Andrea verließ ihn, um später von ihrer Abendarbeit aus das Fest aufzusuchen. Er versenkte sich in glücklichster Stimmung zum ersten Male nach Wochen wieder in sein Manuscript, und es war zwölf Uhr, als er, sich ungern losreißend, hastig den Anzug wechselte und aufbrach. Noch ganz im Bann seiner fortarbeitenden Gedanken durchschritt er den lärmerfüllten bunten Festsaal, begrüßte diesen und jenen Bekannten, hörte sich angerufen, plauderte eine Weile mit Olaf

und machte sich endlich ernstlich auf die Suche nach Andrea.

Als er einen der Nebenräume schnell und lautlos durchschreiten wollte, um ein einsames Paar nicht zu stören, das sich hier neben einer verschleierten Lampe in einen einzigen großen Sessel niedergelassen hatte, stockte er ganz plötzlich, wie von einer gepanzerten Faust vor das Herz gestoßen. Er kehrte um und sah nach den beiden zurück. In diesem Augenblick zog die Frau den Kopf des Mannes, der auf der Lehne saß, zu sich herunter. Als sie sich gleich darauf voneinander lösten und sich erhoben, wie von der eben neu einsethenden Tanzmusik angerufen, erkannte er Andrea. Sie tat einen Schritt auf ihn zu, sie lachte. Dann sah sie in sein Gesicht, stugte und strich sich mit einer Bewegung über Stirn und Haar, als suche sie, sich mühsam auf etwas zu besinnen.

Richard drehte sich um und ging fort.

Er tat es mit der Hast eines Menschen, der bei einer Biegung der Straße plötzlich erkennt, daß er einen Umweg gemacht hat und sich nun sehr beeilen muß, wenn er sein Ziel noch erreichen will. Richard ließ sich diesmal nicht Zeit, zur Besinnung zu kommen, er dachte überhaupt nicht über das nach, was er soeben gesehen. Der Drache, der ungeheure Schmerz, der in diesem dämmerigen Raum auf ihn gelauert hatte, bereit, sich auf ihn zu werfen und sein Herz so krampfend zu umklammern, wie noch nie — er stürzte ins

Leere. Richard schritt unter ihm hinweg, die Lippen ein wenig verzerrt, als ekele ihn. Alle guten Geister, die er in den letzten Tagen unglaublichen Glücks aufgerufen hatte, sich um ihn zu scharen und ihn im Nothfall zu schützen, taten ihr Werk.

Er packte in der Nacht einen Handkoffer und verließ in der ersten Morgensröthe das Haus. Für die Majorin hinterließ er einen Brief, daß er in einer Familienangelegenheit auf unbestimmte Dauer zu verreisen gezwungen sei. Die Miete für den nächsten Monat legte er bei. Als er nach ein paar Tagen aus dem kleinen Thüringer Kurort, den er aufgesucht hatte, zurückgekehrt war, beauftragte er Olaf, ihm den Rest seiner Besitztümer und seine Bücher einzupacken und ihm zu bringen. Olaf hatte vorzugeben, daß Richard Berlin für längere Zeit verlassen habe.

Die Majorin v. Schöller erfreute sich in der darauffolgenden Woche der überraschenden Zuwendung aus einem amerikanischen Unterstützungsfonds für alleinstehende deutsche Frauen, die ihr von einem Rechtsanwalt Blandinger mit einem trocknen Begleitschreiben zugesandt wurde.

\*

Je höher wir einen Menschen achten, desto heiliger sind uns die Grenzen, die er selbst um sich zieht. Wenn er uns nicht zum Vertrauten seines Schmerzes macht, so haben wir an diesem Schmerz vorüber oder neben ihm herzugehen, als seien

wir blind für die Zeichen, die er dem Antlitz, dem Wesen, der Haltung unseres Freundes ausprägt.

Wir sehen in diesen Tagen das schöne, großgeschnittene Gesicht Richard Solgers kantiger, schmaler und härter werden, zwischen seinen Brauen ist immer jene Falte, die wie eine Narbe wirkt, und seine Lippen sind zusammengepreßt, daß sie kaum noch eine Kontur haben. Sein volles Haar, das er selber blond nennt, wie viele Menschen das tun, die sein Nachdunkeln seit Kindertagen nicht recht beachtet haben, ist jetzt immer sehr nachlässig aus der hohen gebuckelten Stirn zurückgestrichen, und es ist müde, es hat keinen Glanz mehr, es sieht aus, als sei es nahe vor dem Ergrauen. Dieses starke Haupt war immer gern nachdenklich gesenkt, aber für gewöhnlich ward es doch aufrecht auf den breiten Schultern getragen. Jetzt geht der Mann vornübergebeugt. Er hat Verzicht auf Jugend geleistet, so scheint es, der sonderbare kristallene Glanz seiner dunkelblauen Augen ist auch dahin, wie erloschen, oder doch völlig getrübt.

Wir machen es wie Olaf. Wir sehen das — wir ahnen — wir wissen, woher es kommt. Aber kein Wort darüber. Keine Frage. Die einsamen Stunden, die Nächte Richards gehen uns nichts an. Will er sich mit Olaf nur über geopolitische Themen unterhalten und ihm in großen Zügen den Inhalt der Schrift entwerfen, auf Grund deren er sich im Herbst als Lehrer an der Hochschule niederlassen will, so haben wir gleich Olaf so zu tun,

als nähmen wir an, daß nichts anderes ihn gegenwärtig beschäftige. Gedanken stehen uns freilich frei, wie Olaf.

Olaf sorgt sich heimlich entsetzlich um seinen Meister und Freund. Wir dürfen das auch. Olaf ist zu jung, um an einen Ausweg aus dieser fürchterlichen lastenden Melancholie glauben zu können. Er denkt an ein schreckliches Ende, wenn er Richards Veränderung beobachtet und zuweilen wahrnimmt, daß seine Betrachtungen von Haß durchbittert sind wie von einem schleichen- den Gift. Wir — nun, wir wissen vielleicht, daß in einem Menschen von Solgers Art ganz von selber Gegengifte sich bilden, sobald ein seiner Bestimmung unwürdiges Schicksal ihn zu fällen versucht. Sie finden schon einen Ausweg, sie lassen sich im Notfall selber zur Ader. Sie — um mit den heutigen Psychologen zu sprechen —, sie reagieren ab.

Richard tat das auf eine ganz besondere Weise. Eines Tages suchte er Blandinger auf und hatte eine lange Unterredung mit ihm, in deren Verlauf der Rechtsanwalt wieder einmal Anlaß genug fand, sein skeptisches Lächeln spielen zu lassen. Immerhin war der Erfolg dieses Besuchs für Richard gleich dem einer reinigenden, abschließenden Tat. Er wurde in der Folge ruhiger, ja, eine gewisse Selbsterkeit schien zeitweise Besitz von ihm ergriffen zu haben. Es kam vor, daß er auf seinen Spaziergängen vor sich hinlächelte, wie einer, der sich Lustiges vorphantasiert.



Saß Olaf bei ihm, so entstanden jetzt zuweilen Gesprächspausen, während deren der Junge sich des Gefühls nicht erwehren konnte, Solger erwarte etwas von ihm, ja, er wünsche einen Bericht über eine bestimmte Person, die Olaf in seiner Gegenwart doch kaum zu denken wagte. Da wäre nun allerdings manches zu berichten gewesen, aber solange Richard selbst, sobald er den Mund aufthat, von nichts anderem sprach als von Geopolitik, solange wagte Olaf auch keinen anderen Boden zu betreten. Aber er war doch froh, daß Richard weniger traurig zu sein schien.

Richard saß nun an einem Nachmittag zu Anfang März nach seiner Gewohnheit am Schreibtisch, als es klingelte. Er achtete erst darauf, als es sich wiederholte; seine Wirtin schien also ausgegangen zu sein. Mochte man immer klingeln — er würde nicht öffnen. Olaf war um diese Stunde nicht zu erwarten und — da! — es klingelte wieder, — andere Menschen suchten ihn ja nicht auf. Er schrieb einen Satz. Es klingelte. Mich geht es nichts an, dachte er. „Der Baustil dieses vom Zentrum der kontinentalen Kultur abgeschnittenen Volkes hat sich demnach . . .“ Es klingelte — es schrillte — es schrie . . . Zum Donnerwetter, sollte Olaf etwa doch . . . Vielleicht eine Depesche! ging es ihm sah durch den Sinn. Er sprang auf. Als er die Korridortür aufriß, stand Andrea vor ihm.

„Verzeih meine Ausdauer. Ich wußte, daß du um diese Stunde zu Hause zu sein pflegst“, sagte sie. Es klang atemlos, obgleich sie Zeit gehabt

haben mußte, sich vom Treppensteigen zu erholen. Richard blickte sie stumm an. Sie senkte die Augen. „Ich muß dich sprechen“, flüsterte sie.

Jetzt machte er die Thür so weit auf, daß sie an ihm vorüber eintreten konnte. Die Thür zu seinem Zimmer stand offen, sie folgte dem Lichtschein. Er ging hinter ihr her. „Blandiger hat eine Dummheit gemacht,“ dachte er tief verstimmt, „das Spiel ist verdorben . . .“ Gleich darauf merkte er zu seiner Befriedigung, daß er sich irrte.

Er hatte sich wieder an den Schreibtisch gesetzt und sah abwartend zu ihr hin, die flüchtig auf einer Sofalehne Platz genommen hatte und zerstreut im Zimmer umherblickte. „Du wohnst hier nicht gut“, sagte sie im bekümmerten Ton.

Richard trommelte mit den Fingern auf der Tischplatte. Andrea seufzte auf, legte plötzlich den Hut ab und setzte sich in die Sofaede. Das Licht der Schreibtischlampe fiel auf ihre Züge, sie war sehr blaß und ihre Augen sehr leuchtend.

„Willst du mir jetzt nicht mitteilen, was du von mir willst?“ sagte Richard, und in seiner Stimme war etwas, das Antwort erzwang.

Andrea preßte die Hände zusammen. Sie lehnte den Kopf zurück und sah zur Decke, als sie sagte: „Ich weiß nicht, ob ich mich verrechnet habe, wenn ich annehme, daß du einen Freund nie im Stich lassen wirst, selbst wenn er dich auf einem bestimmten Gebiet sehr enttäuscht haben sollte?“

Richard senkte einen Augenblick den Kopf, von dieser merkwürdigen Einleitung betroffen. Der

mutlich hemmt mich meine primitive Erotik, gleich zu verstehen, dachte er voll Bescheidenheit.

Er sah auf und antwortete: „Du hast dich nicht getäuscht. Du kannst als Freund auf mich rechnen. — Brauchst du vielleicht Geld?“ setzte er, in einer Eingebung, zuvorkommend schnell hinzu, ja, er machte sogar eine Bewegung nach seiner Brieftasche.

Andrea winkte ab, ihr Gesicht drückte Überdruß aus. „Ich brauche kein Geld“, sagte sie. „Im Gegenteil.“

„Ja — ganz im Gegenteil“, fuhr sie nach einer Pause fort, beugte sich vor und umschlang ihre Knie mit den Händen. „Ich weiß nicht, wie ich es dir sagen soll“, rief sie aus und sah ins Licht, als stünde Unfaßbares vor ihrer Vorstellung. „Nein — ich brauche kein Geld, aber ich habe einen Freund nötig, weil ich Geld habe. Ich bin in den letzten Wochen reich geworden, Richard, und ich weiß nicht, was ich nun machen soll. Das heißt, ich weiß es ja ganz genau. Aber ich brauche jemand — ich brauche einen ganz anständigen Menschen, der mir zur Seite steht. Verstehst du?“

Richard spielte mit einem Papiermesser. Er sagte beinahe schroff: „Ich verstehe gar nichts. Du wirst wohl etwas ausführlicher werden müssen.“

Andrea seufzte von neuem und starrte vor sich hin. Dann entschloß sie sich zu einer Erklärung.

Vor drei Wochen, erzählte sie, habe sie einen Brief bekommen, eine offizielle Mitteilung von

einem Rechtsanwalt Notnagel. (Unwillkürlich nickte Richard vor sich hin: Notnagel! Richtig — so hieß Blandingers Vertrauensmann! Er hatte den vertrackten Namen damals sofort vollständig vergessen.) „Ja, Notnagel,“ fuhr Andrea fort, ihn verständnislos ansehend — ein drolliger Name, nicht wahr, der gar nicht so klang, als könne er Gutes bedeuten. Sie möge sich baldmöglichst in einer für sie wichtigen Angelegenheit in seinem Bureau einfinden, so hätte es da geheißen, und sie wäre dieser zweifelhaft klingenden Einladung am liebsten gar nicht gefolgt, hätte es dann aber doch getan, weil Olaf gemeint habe, es handele sich vielleicht um eine Erbschaft, man könnte nie wissen . . .

„Olaf hat dir gar nichts erzählt?“ schob Andrea hier ein und sah Richard fast vorwurfsvoll an.

„Er hatte keine Gelegenheit“, sagte Richard kühl.

„Ich bin also hingegangen“, erzählte Andrea weiter, „spañeshalber und weil ich neugierig war. Eine Erbschaft war es natürlich nicht, aber — ja, was soll ich sagen — etwas ganz Ähnliches. Stelle dir vor, daß dieser Herr Notnagel mir eröffnet, ein Theaterfreund — so sagte er —, ein Freund des Theaters, der Bühnenkunst also, habe mich im West-Kabarett auftreten sehen. Mein Gott, ich kann das alles nicht recht verstehen, aber es scheint Tatsache zu sein, daß dieser Mann aus den dürftigen Proben meines Könnens, die ich dort zeigen konnte, geschlossen hat, ich sei wirklich im

stande zu einer Entwicklung. Er soll Erkundigungen über mich eingeزogen haben, wie, das weiß ich nicht, kurz und gut, er hat beschlossen, das zu tun, was er einem Talent die Wege ebnen genannt hat." Andrea schwieg eine Minute. „Er hat mir eine Rente ausgesetzt“, sagte sie dann voll Ergebung.

„Vorzüglich!“ sagte Richard. Mit falscher Treuherrzigkeit setzte er hinzu: „Wie ist er denn? Ist er nett?“

Andrea zögerte mit der Antwort. Da ihr aber entschieden nichts einfiel, das in ihren Augen stark genug gewesen wäre, Richards Bosheit hinreichend abzutun, legte sie ihre ganze Verachtung in den Ton ihrer Worte.

„Ich kenne ihn nicht,“ sagte sie, „weder persönlich noch brieflich, und Notnagel sagt, daß er sich nie mit mir in Verbindung setzen würde. Er war nur vorübergehend hier in Berlin und ist wieder auf Reisen gegangen. Es scheint kein Deutscher zu sein, ich glaube, daß er Engländer ist, und Olaf natürlich meint, es sei ein indischer Maharadschah. Notnagel gibt nur zu, daß es ein alter Mann sei, der noch bei seinen Lebzeiten über seinen Besitz verfügen wolle. Er ist der Ansicht, daß ich nach seinem Tode auch seinen Namen erfahren würde.“

„So, so“, meinte Richard, freiwillig unter dem Bann dieses hübschen Märchens, das ihm ja nicht ganz neu war.

Andrea lehnte sich zurück. „Wenn du mir nicht

glaubst — ich kann dir nicht helfen. Ich verstehe es, ich kann es ja selbst noch kaum glauben, und wenn ich morgens aufwache, denke ich, es ist alles ein Traum gewesen. Niemand glaubte daran, siehst du."

"Wer weiß es denn alles schon?"

"Nun, natürlich der ganze Kreis. Sie glauben nur, wenn sie sehen, daß ich ihnen jetzt wirklich unbegrenzt aushelfen kann. Und das ist ja der Grund . . ."

"Du hast die ganze Gesellschaft gleich wissen lassen, daß du etwas Geld hast! Aber, Andrea, das war nun wirklich wenig vernünftig."

Richard lachte ihr ins Gesicht. Er tat es weniger aus Überlegenheitsgefühl als aus augenblicklichem, unwiderstehlichem Entzücken über die Situation. Andrea mißverstand es glücklicherweise.

"Wenn du mich nicht ernst nehmen willst," sagte sie an ihm vorbeisehend, "so nützt es nicht, weiter mit dir zu sprechen. Dann habe ich mich eben getäuscht."

Sie machte eine Bewegung, als wolle sie sich erheben. Richard kam ihr zuvor.

"Andrea", bat er, "um Gottes willen sei nicht empfindlich. Ich denke nicht daran, dich nicht ernst zu nehmen. Ich stellte mir nur vor — nun ja, wie kannst du nur gleich ein öffentliches Geheimnis aus deiner veränderten Lage machen? Das wird ja sein wie auf einem Sühnerhof — jeder errast einen Brocken, und am Ende hast weder du noch sonst jemand etwas Rechtes gehabt."



Andrea sah vor sich hin. „Die Sache ist eben die,“ begann sie fast schwermütig, „daß es viel zuviel ist, um so einfach damit fertig zu werden, wie du meinst. Darum brauche ich ja einen Menschen, der mir hilft. Darum komme ich ja zu dir.“

„Na — was wird es schon sein?“ meinte Richard leicht, sehr besorgt, nicht aus der ihm so unvorbereitet zugemuteten Rolle zu fallen.

Andrea sah ihn kalt an, zögerte einen Augenblick und nannte die Summe. „Monatlich“, fügte sie bei. „Ja, es ist zum Verrücktwerden“, murmelte sie, als Richard nur einen gedehnten Pfiff hören ließ.

„Dann freilich“, äußerte er. Andrea hatte jetzt tatsächlich Tränen in den Augen.

„Das Ganze hält mich enorm in meiner Entwicklung auf,“ sagte sie zornig, „es läßt mir eine Verantwortung auf, die ich jetzt gar nicht brauchen kann. Der Mann muß ja ein Psychopath sein; Notnagel sagte mir, wenn ich mich weigerte, das Geld anzunehmen, würde es zum Fonds für ein europäisches Weltkriegsdenkmal gemacht — was für ein Blödsinn! Schließlich bekämen ja auf diese Weise auch viele Menschen Arbeit und Brot, aber was für ein Monstrum käme dabei heraus, und ich wüßte das Geld doch wirklich fruchtbar anzulegen und so, daß es zum Segen für die ganze Menschheit würde.“

Richard betrachtete sie. Da saß sie, das Kinn in die Hand gestützt, grübelnd ins Leere starrend. Sie hatte den alten braunen Mantel mit dem

schmalen Ledergurt an, der schwarze Pilgerhut lag neben ihr auf dem Boden. Möglich, daß ihre Schuhe neu waren, daß sie diese gesteppten Wildlederhandschuhe früher nicht gehabt hatte. Der geöffnete Mantel ließ das geliebte asketische Kuttenkleid sehen. Sie war — nun ja, wer sollte es besser wissen als Richard — sie war fast vier Wochen schon eine reiche Frau, und sie lief umher als der fahrende Schüler, der sie gewesen war, unverändert — sein Kamerad, sein Wandergenosse.

„Warum kommst du eigentlich ausgerechnet zu mir?“ fragte Richard leise.

Andrea blickte ihm in die Augen, um sofort wieder wegzusehen.

„Weil ich zu keinem Menschen so starkes Vertrauen habe“, antwortete sie sehr schnell und ebenso leise.

„Also was denkst du zu tun?“ Richard hatte sich halb abgewandt und ordnete seine Papiere auf dem Schreibtisch. Andrea sah seinen Händen mit einem selbstvergessenen Ausdruck zu.

„Ich störe dich doch nicht!“ fragte sie beinahe demütig.

„Nicht die Spur.“

„Die Sache ist die,“ begann sie, „daß du vielleicht nicht ganz einverstanden mit meinen Absichten sein wirst, daß sie sich in deinen Augen wie ein aussichtsloses Experiment ausnehmen werden. Wenn du unter diesen Umständen Hemmungen hast, mir deinen Rat und Beistand zu leihen, so mußt du es mir eben sagen. Du weißt,

Ich habe eine Anzahl von Menschen, an deren Begabung und Berufung ich ganz fest glaube. Von diesen ist der einzige, dessen Zukunft du nie angezweifelt hast, Olaf, der — vielleicht rein zufällig —" sie zuckte die Achseln — „ebenso wie du in der Lage ist, ohne Nahrungsorgen seiner Arbeit zu leben. Ja, ja, ja" — rief sie ungeduldig auf eine unwillkürliche Bewegung Richards hin — „ich weiß schon, daß ihr keine Bourgeois seid, aber du kannst doch nicht leugnen, daß du in einem geheizten Zimmer lebst, ein Bett hast und nie zu hungern brauchst. Du existierst nicht auf der Grundlage von schwarzem Kaffee, du . . ."

„Komm," sagte Richard bittend, „wir wollen nicht prinzipiell werden."

„Kurz und gut," sagte Andrea mit energischer Kopfbewegung, „ich habe zunächst keine bessere Verwendung für mein Geld ausdenken können als die, etwa zehn geistig schöpferische Menschen für eine Weile aller äußeren Sorgen zu entheben und sie in jeder Beziehung — nicht nur bildlich — in ein günstiges Klima zu verpflanzen. Dann wird es sich ja zeigen . . ." schloß sie herausfordernd.

„Dann wird es sich zeigen", wiederholte Richard, um Zeit zu gewinnen. „Ja — aber fahre doch fort. Das ist sehr interessant."

„Ich habe", erzählte Andrea, „auf Sizilien in der Gegend von Taormina für einige Monate ein Gebäude gepachtet, das in der Zeitung, wo es angezeigt war, als verlassenes Kloster bezeichnet

wurde. Es liegt hoch und einsam, hat gutes Trinkwasser, und Taormina ist leicht zu erreichen. Dorthin wollen wir gehen und versuchen, das weltliche Kloster geistiger Menschen zu verwirklichen, das uns immer als ideale Arbeitsstätte vorgeschwebt hat."

"Wir?" fragte Richard.

Andrea holte einen Zettel hervor. "Die Namen werden dir alle bekannt sein."

Richard las. Die Auswahl zeugte jedenfalls von unbestechlicher Sachlichkeit. Richard fand zwei oder drei darunter, von denen er wußte, daß sie Andrea ausgesprochen unsympathisch waren, dafür fehlten alle ihre Freunde, die schon durch irgendeinen äußeren Erfolg in bessere Umstände gekommen waren. Zwei Frauen waren dabei: die Malerin Lily Herz und die Schauspielerin Wera Roos.

"Du weißt, ich habe eigentlich keine Freundinnen," bemerkte Andrea dazu, "aber mit lauter Männern allein kann ich doch nicht nach Italien fahren. Lily ist nun beinahe reich, aber sie teilt in der Theorie meine Grundsätze und geht auch auf ihre eigene Verantwortung mit, weil es ihr Spaß macht. Wera ist ein armes Luder, fabelhaft begabt, wenn sie sich nur einmal erholen kann und ein anderes Aussehen kriegt, hat sie sofort ein Engagement."

Ganz am Schluß stand der Name Hartwigs. Andrea wies mit dem Finger darauf. "Dies", sagte sie in strengem Ton, "läßt sich auf keinen

Sall ändern. Ich weiß, daß du Vorurteile gegen ihn hast, aber daraus, daß ich auch Meyer-Mainz und Sillger aufgefordert habe, siehst du wohl, daß ich selbst mich von rein objektiven Gesichtspunkten habe bestimmen lassen. Hartwig verdient wie kein anderer, daß ihm eine reine Arbeits-sphäre geschaffen wird. Dann erst kann sich sein Werk kristallisieren."

Richard murmelte etwas gepeinigt: „Ich bitte dich, das ist ja ganz deine Sache." Dann sagte er, den Blick nicht von diesem Verzeichnis lassend: „Eine Frage: Du hast diese Leute alle schon in deine Pläne eingeweiht — du hast sie schon aufgefordert? Und das Kloster ist schon gepachtet?"

Andrea sah ihn mit weitgeöffneten Augen an und nickte schwer: „Alles ist vorbereitet. In acht Tagen wollen wir reisen."

„Ja, und was willst du von mir?"

Die offensichtliche Verzweiflung in Andreas Ausdruck wurde noch deutlicher.

„Mitkommen!" murmelte sie und hob die Hände wie ein bittendes Kind.

„Es wächst dir über den Kopf?"

Andrea nickte nur ratlos. Dann sagte sie vorsich hin: „Es ist ja nicht ein vernünftiger Mensch dabei. Ich meine, vom rein praktischen Standpunkt aus. Olaf will nur mitkommen, wenn du auch mitkämest. Und überhaupt — was kann mir schon Olaf nützen. Sie sind ja alle wie aus dem Häuschen, und jeder macht andere Vorschläge. — Nein," sagte sie und sah ihn wieder hoffnungslos

an, „wenn du nicht mitkommst . . .“ Sie schüttelte ihren Kopf.

„Aber was soll ich denn dabei?“ fragte Richard unbarmherzig genug

„Mein Gott,“ rief Andrea, „du sollst immer sagen, wie alles gemacht werden soll! Dich respektieren sie doch. Wie bekomme ich denn Möbel hinauf in das Kloster — und so weiter? Soll ich Frihe oder Waldstein die Reisefasse in die Hand geben? Die wären ja nach drei Wochen mit dem Geld fertig, das drei Monate reichen soll. Die haben ja alle keine Ahnung von Geld. Und außer dem . . .“

Sie stockte. Richard sah sie abwartend an.

„Außerdem — was?“

„Aber Richard,“ sagte Andrea unglücklich, „denk doch nach. Das heißt — mir ist es ja auch nicht gleich klar geworden. Ich kann nicht mit dieser Gesellschaft allein reisen. Verliebt waren sie ja von jeher. mein Gott, das gehörte zu ihnen, und wie harmlos es war. Du begriffst es nur nie. Aber seit ich Geld habe, sind sie alle verrückt — sie sind geradezu unangenehm in dieser Beziehung, ich hätte das nie von ihnen erwartet. Es hat mich entsetzlich enttäuscht“, schloß sie, aufrichtigen Kummer im Ton.

Richard fühlte von neuem die Versuchung, den gedehnten Pfiff hören zu lassen, doch er bezwang sich. Er bezwang sich so weit, daß er sogar um Bedenkzeit bat, obgleich er ganz genau wußte, was er tun würde.



Nach zwei Tagen erklärte er sich bereit, einen Abstecher nach Sizilien mit seiner für Ende April geplanten Ausreise nach Ostasien zu verbinden.



Einer der wichtigsten Vorzüge, die die Dichtkunst — oder die Kunst des Erzählers — von der gründlichen und mühseligen Arbeit des Lebens unterscheidet, ist dies, daß sie es sich erlauben darf, gewisse unvermeidliche, aber langweilige Phasen einer Entwicklung zu überschlagen. Wir haben es uns in dieser Geschichte bisher grundsätzlich erspart, hinter die Kulissen, in die Garderoben und Schlafzimmer hineinzuleuchten, und so werden wir auch jetzt durchaus nicht alle Umstände und alle Schwierigkeiten dieses Aufbruchs und dieser Reise zu dreizehn wie die Detektive verfolgen. Salt — nur eins muß gesagt werden: man reiste ja gar nicht zu dreizehn, obgleich die ursprüngliche Zahl der Teilnehmer des Abenteuers mit Richard und Olaf diese ominöse Ziffer erreicht hatte. Hartwig, der Philosoph, wurde im letzten Augenblick verhindert, sich anzuschließen, das heißt, er kam nicht zur Abfahrtszeit des Zuges zum Bahnhof.

Man mußte ohne ihn abfahren, und es war vermutlich mit der Wahl der Stunde ein Fehler gegen die immanente Lebensrhythmik dieses von bestimmten kosmischen Wallungen abhängigen Menschen begangen worden, ein Verstoß, nicht wieder gutzumachen. Denn einmal sich selber

überlassen, gelang es Hartwig nicht, durch eine günstige Wendung der Gestirne Anschluß an die Gesellschaft zu finden. Andrea tröstete sich zuerst damit, daß er ja im Besitz seines Fahrscheinheftes sei, das zweimonatige Dauer hatte. Alles wurde jedoch zweifelhaft, als sich in Taormina mehrere Telegramme von Hartwig vorfanden, in denen er dringend um Geld, Reisegeld bat . . . Als diese Telegramme in Zukunft regelmäßig eintrafen, wie Mitteilungen vom Kriegsschauplatz, ohne daß Hartwig je in ihrem Gefolge erschien, da verloren sie auch in Andreas Augen alles Aufregende.

Genug. Wir sind in Sizilien. Eben noch in dem märzlichen grämlichen nassen Berlin sind wir mit einem Schlage in den Bergen über Taormina, und hier ist kein Winter, hier ist Frühling — hier ist kein Frühling, hier ist Sommer — nein, nein, nichts von alledem, Unsinn — hier herrscht eine Jahreszeit, die gar keine ist — hier herrscht paradiesische tolle blühende Zeitlosigkeit!

Über den braunen Hängen ist eben die Mandelblüte weiß und rosig verschäumt; jetzt fängt der Ginster hellgolden zu lodern an, und jeder Fleck Erde, den die phantastischen großen Kakteen, die mit ihren graugrünen, rötlich stachelbewehrten Händen verzücht in die dichte Bläue des Himmels greifen, frei lassen, stroht von Blumen, von Farben und Formen berückendster Art. Von den bläulichen Kaskaden der Glyzinen, den über Gemäuer quellenden roten und gelben Rosengarben,

dem flammenden Bersten der Beete und Büsche in den Gärten sagen wir weiter nichts als: es ist da!

Die ganze Landschaft, Küste und Meer, ist ein einziger Liebesausbruch der Erde zur Sonne. Wo ist oben, wo unten in dem ungeheuren blau waltenden Kristall von Himmel und Meer? Der Atna ist eine göttliche Riesenblüte, aus fernen Sphären niedergefunken — ein ausgetrunkenen, umgestülpter Nektarbecher, wahrscheinlich duftet die Luft nach ihm. Aber in den Plantagen unten am Meer tun sich an den Zweigen neben der Last der goldgrünen länglichen Früchte auch die wie von Blut durchschienenen Zitronenblüten jetzt auf.

Andreas Kloster lag hoch und einsam.

„Wie, wenn ich voranführe und mir die Sache ein wenig besähe?“ hatte Richard nach der Ankunft in Palermo ahnungsvoll zu Andrea gesagt. Er hätte viel lieber den ganzen „Transport“, wie er die Reisegezellenschaft bei sich selbst unhöflicherweise benannte, vorangeschickt und wäre mit Andrea allein in der Conca d'Oro zurückgeblieben. Aber eine Unterredung auf der Agentur, die das Kloster vermietete, ließ ihm dieses Verfahren nicht ratsam erscheinen.

So hatte man da oben wenigstens die notwendigsten Möbel vorgefunden, da sich Richard unterwegs fürsorglicher Weise mit einer Firma in Messina in Verbindung gesetzt hatte, die ihm dann auf telegraphische Bestellung hin alles sandte: Betten, Tische, Stühle, Küchengerät, Geschirr,

Wäsche, Lebensmittel, dazu ein paar Leute, die pfeisend und singend die Fenster verglasten, und die überhaupt diese idyllische Zuflucht der Ziegenhirten und ihrer Schützlinge in eine einigermaßen menschenwürdige Wohnstätte umschufen.

Den klösterlichen Charakter des Gebäudes zu wahren, war dabei nicht schwer, sofern darunter eine allgemeine heilige Dürftigkeit verstanden blieb. Es gab wahrhaftig eine steingefasste klare, sprudelnde Quelle neben der verödeten Kapelle des Ortes, und von dem mit Gesteintrümmern übersäten Platz vor dem Hause sah man hinüber zu dem auf fast gleicher Höhe liegenden Kastell von Nola und weiter, über das steile bunte Taormina mit all seinen Ausläufern hinaus, auf das azurne Leuchten von Meer und Himmel, das die dunkle straffe Seite des Horizontes kaum schied.

„Ich,“ hatte Richard verlegen zu Andrea gesagt, nachdem er ihr alles gezeigt, ihr Teresa, die von ihm gemietete Magd, vorgestellt und ihr voll Pedanterie seine Abrechnungen vorgelegt hatte, „ja, verzeih, ich bleibe in der Pension da unten im Ort. — Ich fürchte, weißt du, die Atmosphäre hier oben wird zu — konzentriert. Natürlich stehe ich dir jederzeit zur Verfügung.“

Das war vor 14 Tagen gewesen. Inzwischen hatte Richard sich so wohl befunden wie seit zehn Jahren nicht mehr. Eine Abhandlung über die Wirkung des sizilianischen Klimas auf das Genie Friedrichs des Zweiten war unter einer plötz-

lichen Umgebung entstanden, und die Arbeit daran hatte ihn aufs tiefste beschäftigt und befriedigt. Nach Vollendung dieses Exkurses, der sich dem Anhang des großen Werkes glücklich eingliedern würde, war er gerade dabei, sich wieder in die Gedankengänge der Habilitationschrift einzuarbeiten, als er eines Tages bei seinem Morgen-spaziergang auf Andrea traf. Es war auf einem schmalen Pfade in der Nähe des Friedhofes. Sie hockte im Schatten einer Gartenmauer am Boden und starrte über ihr Buch hinaus ins Leere.

Sie hatten sich seit der Besiedlung des Klosters nicht so häufig gesehen, wie es den Umständen nach wohl möglich gewesen wäre, und Richard wußte ganz gut, daß dies an ihm lag; er war auch nicht wenig stolz auf seine Enthaltksamkeit. Wenn er hinaufgekommen war, hatte er das Kloster immer sehr verlassen gefunden, obgleich Andrea sich selbst meist in der Nähe aufhielt und in ihrer Umgebung einige der geistigen Siedler, die sich gegenseitig zu beobachten schienen. Sehr oft hockte Andrea ganz allein an einem beschatteten Ort, von Büchern umgeben und angesichts einer etwa nahenden Störung jenen abweisenden und fast drohenden Ausdruck in den Augen, den er sehr liebte und stets respektierte.

Er war dann vorbeigegangen, ohne sie anzusprechen; ebenso tat er, wenn er sie in Gesellschaft von Wera und Waldstein, dem Schauspieler, heftig agierend und redend, in der Einsamkeit antraf. Er wußte, daß sie mit diesen beiden be-

Stimmte Stücke arbeiten wollte; er fand nur, es flänge allzu häufig, als ob die drei Kollegen sich einfach zankten. Näher zu treten hatte er sich erlaubt, wenn er Waldstein an ihrer Seite und Buxbaum, den Dramatiker, zu ihren Füßen gelagert fand. Gewöhnlich waren dann auch Löhr, der Lyriker, und der Graphiker Frihe nicht weit — derselbe Frihe, der infolge der Unerforschlichkeit seines Materials noch nie ganz zur Entfaltung seines Könnens gekommen war. Andrea hatte ihn nun durch ein Geschäft in Florenz oder Rom mit den besten Kupferplatten, allen Tinkturen und Werkzeugen, die nötig waren, versehen lassen; aber sie hatte nicht voraussehen können, daß Frihe unter dieser Sonne plötzlich den Koloristen in sich hatte keimen fühlen. Der Norden, sagte Frihe, hätte ihm die Ausdrucksmittel der Graphik als das einzig mögliche erscheinen lassen. Hier erwache er endlich zur Farbe, so wie es Van Gogh in Arles geschehen sei. Aber natürlich wollte eine solche Umstellung ihre Zeit, und insolgedessen arbeitete Frihe einstweilen weiter nur passiv.

Was nun den Maler Meyer-Mainz und die Malerin Lily Herz betraf, so waren sie wirklich fleißig und den ganzen Tag auf der Jagd nach Motiven zusammen unterwegs. Mit Silger, dem Musiker, und dem Romanschriftsteller Kolb war Richard häufig im Café Nuovo zusammengetroffen, ja, eigentlich hatte er sie dort immer gefunden, zu welcher Nachmittags- oder Abendstunde



ihn auch immer sein Weg durch dies liebenswürdige Lokal geführt haben mochte. Sie vertrauten ihm an, daß sie sich erst allmählich an soviel Sonne, Luft und Vegetation gewöhnen müßten. Kolb brauchte die Wendung „unbekömmliche Schönheitsvöllerei“, und Hüllger kitzelte ganz so wie in Berlin Musikfakte auf die Marmortafel des Tisches, um sie gleich wieder mit angefeuchtetem Zeigefinger auszukurieren, während er sich dabei mit der linken Hand ununterbrochen und sorgenvoll den Kopf kraute.

War Richard nun Andrea bisher nur im Kreise der anderen begegnet, so hatte sie auf gelegentliche Fragen von ihm immer ein wenig von oben herab abgewinkt. „Du siehst ja — wir leben uns ein . . .“ Olof dagegen, der sich den ganzen Tag über am Meer und in den Bergen umhertrieb, und dessen Blondheit unter der Einwirkung der Sonne silbern zu strahlen begann, meinte geheimnisvoll, die klösterliche Disziplin lasse zu wünschen übrig.

Als Richard Andrea also jetzt einsam und in der Stellung einer, wenn schon, wie es nach ihrem Ausdruck schien, finsternen und unfruchtbaren Meditation sitzen sah, war er, einem gewissen Vorjahre getreu, im Begriff, umzukehren — aber da wandte sie plötzlich den Kopf nach ihm hin, und es geschah wohl unter der Magie einer unausgesprochenen Bitte, daß er näher kam. In ihren Augen lag ein derartiger Abgrund ratlosen Unglücks, daß dieser sonderbare Liebhaber

zum erstenmal seit der Ausführung seines merkwürdigen Racheplans anstatt des ihn seit Wochen beschwingenden phantastischen Triumphes etwas Beunruhigung empfand, wie einer, der ahnt, sein Trank sei nicht ganz so harmlos — sein Geschloß nicht so völlig nur Spielzeug gewesen, wie er angenommen. Hatte Andrea geweint? Nach einer stummen Begrüßung ließ er sich neben ihr nieder.

„Ich werde Waldstein heiraten, damit man mich endlich wieder in Ruhe läßt“, sagte Andrea plötzlich, ohne ihn anzusehen.

Richard konnte eine Bewegung des Schreckens nicht unterdrücken. Sein halb unterdrücktes, zorniges: „Andrea!“ aber genügte, um ihr wieder Haltung zu geben.

„Ja, Waldstein“, sagte sie trocken und wandte sich ihm jetzt voll zu. „Einer muß es ja sein, und er scheint mir am besten geeignet! Soll er doch mit dem Geld eine Truppe bilden und eine Wanderbühne gründen, das ist bestimmt die beste Art, es schnell loszuwerden . . .“

Richard griff sich an die Stirn. Andrea beobachtete es gleichmütig.

„Buxbaum“, fuhr sie fort, „kommt nicht in Betracht, weil seine Pläne sich möglicherweise zu gut rentieren könnten. Er will ein Hotel aus unserem Kloster machen, siehst du, und er meint, alles wäre dazu angetan, Domenico Konkurrenz zu machen. Ich bin überzeugt, er hat recht, und wir könnten schon im Herbst das Haus voller Gäste haben, denen 150 Lire pro Tag soviel be-

deuten wie dir und mir 10 Pfennig in den Automaten. Buxbaum hat mir gebeichtet, daß sein Papa vor dem Krieg ein renommirtes Haus in Seringsdorf hatte, er ist also sozusagen aus der Branche, und die Beschäftigung würde ihm sicher besser liegen wie seine ewige Trilogie — an der er übrigens nie schreibt, wenigstens nicht, seit ich ihn beobachten kann. Beiläufig ist er also auch gar kein Ostjude, wie er immer erzählt hat“, fügte sie monologisch ein, als würde ihr mit dieser Einsicht eine Illusion mehr zerstört. „Frühe zeigt sich ebenfalls als Geschäftsmann großen Stils, der Kunstverlag, den er mit mir aufstun will, befaßt sich nur mit Liebermann, Corinth, Munch und solchen Namen. Wenn die Arrivierten uns hochgebracht haben, meint er, dann ist es Zeit, sich den jungen Talenten zu widmen. Wenn Löhr nicht so entseßlich verliebt wäre, würde ich ihn wahrscheinlich nehmen, um Ruhe zu haben, denn er denkt wirklich nur daran, daß ich ihm ein kleines Haus mit in die Ehe bringen würde, in dessen Mansarde er ungestört dichten könnte. Wollte er mich nur deshalb, dann nähme ich ihn sofort. So aber geht es besser mit Waldstein, der sich persönlich gar nichts aus mir macht. Auf diese Weise werde ich wohl höchstens noch ein Jahr verlieren; denn bis dahin, denk ich, wird er unseren Kredit so überlastet haben, daß mir die Rente gesperrt wird, und dann, Gott sei Dank, laß ich mich scheiden und kann wieder tun, was ich will.“

„Was du willst . . .“ wiederholte Richard vollkommen fassungslos, „ja, um's Himmels willen, was willst du denn eigentlich?“

Andrea glück auf einmal einer fauchenden Pantherkatze.

„Was ich will, du Teufel,“ schrie sie erbozt, „und du tust, als wüßtest du das nicht, gerade du — und als verstündest du nicht, wie unglücklich ich bin? Was soll ich denn mit soviel Geld? Arbeiten will ich!“

Sie lachte auf, aber es klang wie Schluchzen. Dann lehnte sie sich zurück, ihre Hand zerpflückte das Gras, während sie von ihm abgewandt stotternd sprach:

„Ich habe es dir wahrscheinlich nie gesagt, aber ich dachte, soweit müßtest du mich erkannt haben, Ich will eine Künstlerin werden, und ich will eine sehr große Künstlerin werden — aber weißt du nicht, daß, wenn ich ein Vorbild hätte, nur — einzig nur sie es sein könnte, die arm und elend dort drüben gestorben ist . . . Sie — und ihr großes hartes Leben . . . Hast du gedacht, ich will mich einmal in einer Brunewaldvilla niederlassen und ein gepolstertes Prominentenleben führen? Mein eigenes Theater will ich gründen, wenn ich erst selber soweit bin, und du kannst sicher sein, daß das dann besser abläuft wie hier diese sizilianische Suppenausteilung an unbemittelte Talente. Pfu! Kuckuck, und dabei nörgeln sie noch dauernd am Essen herum. Zillger und Kolb essen überhaupt nicht mehr mit uns, aber sie leihen sich fortwäh-

rend Geld bei mir, und ich glaube, sie essen in Taormina . . ."

"Was eßt ihr denn so?" fragte Richard vorsichtig.

"Gott, was Teresa eben kochen kann," sagte Andrea gleichgültig, "Makkaroni meist, viel Salat . . . Und dann der Wein und das Brot und der Belpaese. Olaf und ich sind immer zufrieden. Wera stiehlt Zitronen und frische Eier, sie sagt, sie findet sie, aber ich glaube, sie muß dazu über Zäune steigen. Was ich dir noch sagen wollte — Lily und Meyer-Mainz, die sind fort."

"Die sind fort?"

"Miteinander. Das war ja vorauszusehen. Von uns hat sich niemand darüber gewundert, aber ich weiß nicht, es ist doch eigentlich ein Verrat an unserer Gemeinschaft . . ."

"Natürlich", murmelte Richard zerstreut. Jetzt war er es, der Gräser zerzupfte und grübelnd vor sich hinstarrte. "Andrea," sagte er plötzlich entschlossen, "dieser Wahnsinn mit Waldstein — das war doch nur Scherz?"

Andrea sah ihn kalt an, ihre Augen waren undurchsichtig wie Steine. "Du würdest mich wohl auch fragen, ob ich scherzte, wenn ich dir gesagt hätte, ich wollte ins Wasser gehen wegen dieses Geldes. Ich will allerdings einen Selbstmord deswegen begehen, aber nur einen zeitweiligen, denn den Zweck des Selbstmordes, den einer Befreiung von unerträglicher Belastung, erreiche ich auf die Weise auch. Bei Waldstein werde ich we-

nigstens in der Theaterregion bleiben und weiterarbeiten können, wenn schon unter schrecklichen Hemmungen, denn seine Ideale sind nicht meine, das weißt du. Vielleicht werde ich ihm helfen, das Geld anzubringen, ich werde einmal versuchen, eine elegante Frau zu werden, pass' auf. Spätestens in einem Jahr will ich so weit sein, daß dieser Notnagel mir auch nicht einen Pfennig mehr auszahlen darf — und dann — wenn ich dann noch kann . . ." Sie lachte wieder dies kleine rabiate Schluchzen: „Qui vivra, verra“, sagte sie und erhob sich gelassen.

„Warum,“ fragte Richard, zu ihr aufsehend dringlich, „warum versuchst du denn nicht, Menschen zu finden, mit deren Unterstützung du deine eigenen Ideen verwirklichen kannst? Warum diese Verzweiflung? Warum das Kind mit dem Bade — na, und so weiter . . . ?“

Andrea wandte sich, um zu gehen. Er stand eilig auf, um an ihrer Seite zu bleiben. Sie sagte finster: „Weil ich noch nichts bin und erst etwas werden muß. Weil ich das jetzt eingesehen habe. Du siehst ja, wie es abläuft, wenn ich etwas verwirklichen will. Und das Geld hemmt mich eben, etwas zu werden.“

Ihr Ton war trocken, böse und eigensinnig. Richard sah von der Seite in ihr Gesicht: — es war leicht erhoben, als wollte sie verhindern, daß ihre tränengefüllten Augen überliefen; ihre Stirn, ihr Mund waren von Willen gespannt, und wie sie so aufgerichtet und leicht bergan stieg, war



Ihre ganze Erscheinung ein Ausdruck gläubiger, bewußter Entschlossenheit zu sich selbst.

Richard senkte den Kopf. Er nahm den Hut ab, obgleich die Sonne mittäglich niederbrannte, und schritt barhaupt neben ihr her, bis sie sich voneinander trennten.

Richard schrieb diefenganzem Nachmittag über, und nicht etwa an feiner Arbeit, sondern an einem Brief.

Er ließ den Brief einschreiben und mit dem Eilbotenvermerk versehen. Das wird ihm aber alles nichts helfen, sondern er wird eine ganze Woche auf die Wirkung dieses Schreibens warten müssen, und wenn er es noch so persönlich zur Post trägt und seine Abfertigung durch den leichtfertigen italienischen Menschen hinter dem Schalter mit strengen Blicken überwacht. Seine Gedanken werden den Brief zwei Tage lang in dem finsternen Postfaß durch Kalabrien, an Neapel, Rom und Florenz vorbei und über den Brenner begleiten — sie werden sich am dritten Tage in aller Frühe vor dem Berliner Postamt 57 mit einem eifrigen jungen Boten auf ein gelbes Rad schwingen, werden den Rechtsanwalt Blandinger gellend aus seinem Bett in der Frobenstraße herausklingeln und werden dann endlich ein wenig Ruhe haben.

Die höchst wunderliche Ausgeburt einer enttäuschten — leider etwas rachsüchtigen Liebe

und des verzweifelten Wunsches, ein haßvoll geliebtes Leben trotz allem und auf irgendeine Weise an das eigene zu binden und Einfluß darauf zu behalten — diese phantastische Kreuzung, die von Blandingers Aktenschrak aus Polypenarme im Ozean seelischer Beziehungen zu regen begann und einen häßlichen Wurf widernatürlicher kleiner Scheußäler zu gebären bereit war — dies Ungeheuer ist in der Rückbildung begriffen, ist besetzt mit der Säure des Verstandes, der Einsicht, durchbohrt und in seiner Zeugungsfähigkeit gelähmt von den tödlichen Strahlen der Selbsterkenntnis seines eigenen Schöpfers! Es schrumpft — es verendet.

Bis aber seine Todesnachricht nach Taormina gelangt, bis dahin werden noch peinliche Stunden vergehen. Der sizilianische Mond wird wie ein goldenes Wiegenschiff emporsteigen und die Sterne hinter sich herziehen wie ein verzauberter Fischer, wenn er im Westen hinten den Bergen versinkt. Die Lichter von Taormina werden eines nach dem anderen verlöschen, als schlösse ein wachsender Riese schlaftrunken Auge um Auge. Allmählich verstummt überall das Mandolinengeklimper, und endlich hört man auch den immer wieder ansteigenden Gesang des göttlichen Sängers im Café Nuovo nicht mehr. Jetzt lassen sich drunten in der Bucht geisterhafte ziehende Lichter erkennen, die smaragdene Tafeln im dunklen Meer aufleuchten lassen — da sind sie beim Fischfang und gewiß glücklicher wie einer hier

oben, der nichts fängt als Grillen, und der der Gnade dieser Nächte nicht froh werden kann.

In einem häßlichen kleinen Café in Berlin sichern derweilen zwei miteinander befreundete Advokaten boshaft über gemeinsame Amtsgeheimnisse, und selbst, wenn sie das gar nicht tun sollten, so ist doch die einsame Überzeugung ihres schlaflosen Klienten, daß er ihnen das Recht zu solchem Geflüster nicht absprechen könne, hinreichend, um dem Klienten vorübergehend den Kopf zu erhitzen. Andere Vorstellungen sind noch mehr geeignet, diesen fieberähnlichen Zustand zu begünstigen.

Schließlich — aber erst, wenn der Himmel über den kalabrischen Bergen leise zu glühen beginnt, wie Rosenquarz und Topas — wird es kühl und licht in Richards Träumen. Das schöne Isabellenblonde Pferd, das er immer wieder an sich vorbeirasen sah, wie es bemüht war, Purpurschabracke und edelsteinblühendes Zaumzeug loszuwerden, das sich an Mauern und Felsen scheuerte, in den Sumpf, in die Dornen sich warf und sich wälzte, — oh, Richard hat eine plastische, symbolkräftige Phantasie! — es wandelt auf einmal in edler, gliederpielender Nacktheit auf einer blühenden Weide, und da ist er mit ihm in einer Arena, und es schreitet freiwillig die hohe Schule vor ihm. Nie gab es ein edleres Geschöpf! Nie zartere Fesseln — nie einen schöner gewundenen Hals, bebendere Flanken — nie Augen, in denen das klare Blutdurchsichtiger glühte, nie so zartrosen-

farbene Klüftern, aus denen bei jedem Atemzug ein Feuerstrahl schnob.

Über das Bild dieses Traumes dachte Richard erwacht, aber noch mit geschlossenen Augen, lange beglückt und sehnsuchtsvoll nach. Als er sich erhob, stand die Abrechnung mit sich selbst, an der er sich seit drei Tagen mühte, mit klarerem Resultat als je vor seinem inneren Auge. Hatte er sich am Schicksal für die sieben Jugendjahre rächen wollen, die ihm selbst durch die Gefangenschaft im Berge Sesam verlorengegangen waren, indem er solchen lähmenden Sesamzauber um einen jungen Menschen seiner Art häufte? Hatte er Andrea für alle hochmütige Verachtung irdischer Güter strafen wollen, von der er seine eigene Person immer wieder betroffen fühlte — hatte er sie versuchen, vom Wege abbringen wollen, um dann schließlich vielleicht — ihr Retter zu werden? Oder — weil er mit entzündetem Blut die weltliche, tänzerische Leichtigkeit ihres Wesens mißdeutete, weil er schwer und belastend sah, was ihr nur Geste, Gebärde bedeutete, hatte er sie etwa in seinen von Eifersucht getrüben Augen beschimpfen und erniedrigen wollen, indem er ihr Geld nachwarf?

Keine Möglichkeit, auch nur eine dieser Fragen mit reinem Gewissen ganz zu verneinen. Dies alles ist meine Schuld, sagte Richard Solger sich, und ihre Folgen habe ich verdient. Aber wenn sie dieses alles heute als unverzeihlich empfinden würde — wie ich selbst es tue, weiß Gott —,

einen Beweggrund hatte ich noch, den gebe ich mir heute nicht zu, weil ich weiß, sie wäre imstande, ihn für eine billige Entschuldigung anzusehen. Und doch ist er da, und doch mildert er alles, und du — mein Liebling, mein schönes, wildes, böses, edles Pferd! —, du wirst ihn auch einmal gelten lassen — wenn du weißt —, denn einmal wirst du wissen und glauben, daß es mir mit allem, nicht nur mit der Rachsucht, nein auch mit den schrecklichen Schmerzen um dich, mit der großen Verzweiflung ganz ernst war! Daß ich wirklich zeitweise davon träumen konnte, dir als verkleideter Kalif begegnet zu sein und deine Tage nun aus meinem verachteten heimlichen Schatz königlich frei und sorglos zu machen — daß auch mit dieser kinoprinzlichen Tat eine grenzenlose Zärtlichkeit ihren Damm sprengte —, einst wirst du es glauben, kleine Andrea, denn du wirst einst so weise sein, wie du heute feurig und hart bist.

Richard war ein unvergleichlicher Führer, als er in diesen Tagen eine große Autofahrt zum Ätna und weiter nach Catania und Syrakus veranstaltete; er behauptete, daß die nicht wiederkehrende Gelegenheit, zu diesem Zweck ein gewisses Tourenauto zu mieten, schnell von ihm beim Schopfe ergriffen sei, und daß man nun eben fahren müsse. Kolb, der entschuldigend angab, er habe sich schon als Junge von allen Schulausflügen gedrückt, und Hüllger, der, wie er meinte, zur Seefrankheit neigte, hatten sich ausgeschlos-

sen. Olaf ward mit der Bahn als Quartiermacher vorausgeschickt. Richard war längst geneigt, Sillger und Kolb als die hoffnungsvollsten von Andreas Schühlingen anzusehen, und wie gerne wäre er selbst mit Andrea allein und schließlich vielleicht mit Olaf auf dem Chausseursitz gefahren.

Indessen verlor er keinen Augenblick das Bewußtsein, was auf dem Spiel stand, und daß er eben jetzt, kurz ehe der Vorhang fallen sollte, seiner Rolle nicht untreu werden durfte. Da war irgend etwas, das gab ihm sogar den nötigen Übermut, sie besser zu spielen als je. War es dies, daß Andrea so schweigsam war, daß sie einmal — oh, nur ein einziges Mal und nicht öfter, aber es genügte ihm — an ihre Winterwanderungen zu zweien erinnerte? War es seine Beobachtung, daß Waldstein ganz entschieden in Wera verliebt war? Waldstein übrigens wußte kaum, wie ihm geschah, so angelegentlich sah er sich immer wieder von Richard in Gespräche verwickelt. Die Unterhaltungen mit dem langgliedrigen jungen Balten über sein Projekt eines Wandertheaters gaben Richard die Bestätigung, daß Andreas Instinkt, Waldstein sei der geeignetste für eine rapide Entwertung ihres Guthabens, allerdings auf den richtigen Mann getroffen sei. Aus ein paar Bemerkungen, die zwischen den beiden fielen, konnte er schließen, daß Waldstein schon die Vollmacht hatte, Schritte zur Ausführung seiner durch geschäftliche Phantastik größten Ausmaßes ausgezeichneten Ideen zu tun.



„Blandiger hatte meinen Brief am Montag,“ rechnete Richard im Kopf, „er hat dann spätestens Dienstag... Mittwoch, Donnerstag... Heut ist wieder Sonnabend... Na, gebe Gott...“

Diese vagen Betrachtungen stellte Richard während der Heimfahrt an. Er kam an diesem Abend nicht mehr mit ins Kloster hinauf.

Aber wie er Andreas Schritte erwartet hatte, als sie am nächsten Morgen an seine Tür klopfte!

„Run?“ sagte er, „stirnrunzelnd von seiner Arbeit aufblickend. „Du kommst zu mir? Das ist ja reizend. Darf ich dir...“

Aber Andrea saß schon auf dem einzigen noch vorhandenen Stuhl ihm gegenüber. Sie war blaß, ihre Augen strahlten, wie durch Tränen geklärt, sie lachte und hielt ihm ein Schreiben im Aktenformat hin.

„Richard,“ sagte sie, „Richard. Ich bin ja so glücklich. Denke dir, er ist entmündigt worden!“

Richard griff stumm nach dem Brief. In der Tat — Notnagel hatte sein Konzept mit sklavischer Treue kopiert.

„Habe ich nicht immer gesagt, er müsse ein Psychopath sein?“ redete Andrea triumphierend weiter. „Wie kann man so etwas nur frei herumlaufen lassen?“

Sie schwieg und griff nach den Zigaretten, während Richard die Hand über die Augen gelegt, kopfschüttelnd für sich bemerkte, daß im Kanzleistil der größte Unsinn einen Anschein unantast-

barer Realität von nahezu religiöser Eindringlichkeit zu erhalten vermöchte.

„Wenigstens benimmt die Familie sich anständig gegen dich,“ murmelte er endlich, „daß du die Rente noch zwei Monate ausgezahlt kriegst, ist in diesem Fall alles mögliche. Dazu wären sie nicht verpflichtet.“

„Ach, wie mir das jetzt gleichgültig ist. Und wenn ich plötzlich auf der Straße gesehnen hätte! . . . In sechs Wochen kann ich in Karlsbad zu arbeiten anfangen . . .“

„So? Und die Miete für das Kloster bis Juni? Und wie wolltest du deine sieben geistigen Siedler zurück nach Berlin schaffen? Was schiert mich Weib, was schiert mich Kind? — sehr schön —, aber meinst du nicht, daß du da eine gewisse Verpflichtung übernommen hast?“

„Ach, Richard, sei nicht so streng. Du lachst ja selbst. Das Geld dafür ist nun doch durch die anständige Psychopathenfamilie gesichert. Wäre es nicht so, dann würde ich vielleicht auch alles schwerer nehmen.“

Sie lachte wieder wie ein Kind. Richard meinte sie noch nie so jung gesehen zu haben.

„Ich brauche Waldstein nicht zu heiraten, das ist die Hauptsache. Und auf einmal wird mich überhaupt niemand mehr heiraten wollen — du ahnst ja gar nicht, wie weit mir die Welt wieder geworden ist.“

„So?“ sagte Richard langsam. „So? Also niemand?“

Er blickte ihr in die Augen, seine eigenen waren voll Trauer und Spott. Sie erblaßte noch tiefer.

„Oh, Richard,“ sagte sie flehend und legte ihre Hand auf seine, „alles ist jetzt so schön. Laß es, wie es ist. Zerstör' es uns nicht . . .“

Er hatte ihre Hand festgehalten und sah stumm auf sie nieder.

„Gut!“ sagte er, „ich gehorche. Ich bin viel flüger geworden. Ich will warten . . .“

„Du willst? Oh, Richard, warum hast du das nicht früher gesagt?“

„Warum? Ja, was dachtest du denn? Du denkst, man kann eine Liebe vergraben wie einen Schatz.“

Andrea lachte leise. „Heutzutage vergräbt man die Schätze nicht mehr, Richard — man legt sie auf eine Bank, und wenn man sie dann nicht angreift, häufen sich Zinsen auf Zinsen, und eines Tages, siehst du, ist man ein Millionär.“

Richard forschte erschrocken in ihrem Gesicht. „Auf die Bank?“ Er lächelte unsicher. „Du sprichst so — ich weiß nicht — so börsenmäßig . . .“

„Nun — börsenmäßig? Es war ein Vergleich.“ Sie lachte unbefangen, und er atmete etwas auf. Fast gleichzeitig überkam ihn das sehnsüchtige Bedürfnis, ihr alles zu beichten, und sei es nur andeutungsweise, um sich ihres Vertrauens wieder ganz wert zu fühlen.

Andrea fuhr fort: „Immerhin hab' ich ja einstweilen auch noch das Recht, mich einer kapitalistischen Ausdrucksweise zu bedienen. Richard?“

„Was denn, Andrea?“

„Wann geht denn nun endlich dein dummes Schiff von Syrakus ab?“

„In acht Tagen, Andrea.“

„Ach, doch noch acht Tage — wie herrlich! Und nun muß ich dich etwas fragen, und du darfst mir nicht böse sein. — O nein, denke nichts Falsches, Richard“, rief sie angstvoll, als er aufstrahlte.

Er sagte ergeben: „Ich denke nichts Falsches. Und ich kann dir nicht böse sein — Geliebte.“

„Richard,“ sagte Andrea ernsthaft und überhörte alles Unfachliche, „du hast es gelesen — ich habe die Rente noch zwei Monate — es ist undenkbar viel Geld für mich. Ich weiß nicht, wie du deine Reise eingerichtet hast, du sprachst so allgemein davon, und ich mochte nicht fragen. Willst du nicht — willst du nicht einen Teil meines Geldes annehmen, damit du mehr Spielraum hast? Es läme deiner Arbeit zugute, ich wäre so glücklich . . .“

Richard sah nicht auf, als er antwortete, sein Gesicht erglühte.

„Die Reise?“ sagte er stoßend. — „Die Reise ist mit amerikanischem Geld finanziert. Du darfst dir nie Sorgen um mich machen, Andrea — ich habe doch meine Töchter, die werden mich nie im Stich lassen . . .“

„Deine kleinen Töchter, Richard? Ja, wie alt sind deine kleinen Töchter denn?“

„Sie sind vier und fünf Jahre alt, Andrea.“

„Und — deine kleinen Töchter sind — reich?“

Richard antwortete nicht und sah auch nicht auf. Nach einer Weile peinvollen Schweigens merkte er, daß Andrea aufstand. Sie kam um den Tisch herum und legte den Arm um seine Schulter.

„Zeig' mir doch einmal wieder das Bild deiner kleinen Töchter, Richard.“

Richard griff gehorsam in seine Brusttasche. Seine Hände zitterten etwas. Wange an Wange betrachteten sie die Kinder, die ihnen mit Gerda Sansens frohen Augen entgegenblickten.

Endlich sagte Andrea, und — welch ein Glück! — ihre Stimme war von heimlichem Lachen durchbebt:

„Gute, kleine Gesichter. Nein — und wenn es manchmal auch nötig wäre —, sie werden dich niemals entmündigen lassen, Richard.“

## Sommertage



u jener Zeit war Melitta ganz allein in der großen Stadt und hatte nichts als ihre mühselige Arbeit, ihren einsamen Schlaf und ihren alten Freund, mit dem sie täglich eine Stunde auf einer Bank in den Anlagen plauderte. Das war wenig genug, und es ist nicht erstaunlich, daß sie oft sehr traurig war, denn sie kam sich von der ganzen Welt verlassen vor und hatte niemand, den sie lieben konnte. Ja, ihren alten Freund liebte sie wohl, aber damals glaubte sie noch, daß Liebe nichts wert sei, wenn man sie dem anderen nicht zeigen könne. Und er war so alt und so vornehm. Er saß zurückgelehnt da und hielt die durchscheinende Schildpattkrücke seines Stocles mit der linken Hand umspannt, während er den rechten Ellenbogen darauf stützte und mit der rechten Hand unaufhörlich sein schönes, scharfgeschnittenes Kinn liebte. Dabei blickte er die kleine Melitta aus seinen hellen Augen immer durchdringend an; hörte sie auf zu sprechen —



und wovon sprach sie — von ihrer Kindheit, ihren unscheinbaren Erlebnissen, ihren Arbeiten und Entwürfen, niemals aber von ihm —, so nickte er sanft mit dem weißen Kopf, und es war wohl Teilnahme aus den wenigen Worten zu fühlen, die er erwiderte, doch war es immer, als ermunterte er einen Baum zu blühen und Früchte zu tragen, oder als tröste er einen Regenwurm über sein Schicksal, von der Amsel gefressen zu werden. Er schien seiner jungen Freundin so kühl und weise zu sein, als er alt war, und sie hatte nie den Mut, ihre Teilnahme für sein Leben zu verraten. Im stillen hielt sie ihn für einen, dem sich das Leben in seiner ganzen Herrlichkeit offenbart, und den es alsdann an den Strand des Alters gespült und der Einsamkeit überlassen hatte. Sie hielt ihn für arm, trotz seiner sorgfältigen feinen Art sich zu kleiden, für einen verarmten Kavaller vielleicht — ja, sie hatte sich in ihrer törichten Phantasie sein ganzes Schicksal ausgebaut, eine unruhige Vergangenheit, mit soviel Frauenliebe, als man einem einzelnen Mann nur zumuten konnte. An dieses Hirngespinnst hatte sie einen fröhlichen Glauben und kam sich in seinem Besitz dem alten Herrn zeitweise sogar ein wenig überlegen vor, wie es einem sehr soliden jungen Frauenzimmer einem alten Sünder gegenüber wohl vorkommen kann.

Als es nun Juni geworden war, verfiel Melitta völlig der großen Sommersehnsucht, zu reisen und zu wandern. Aber ihr spärlicher Verdienst

war kaum hinreichend für ihre geringen Bedürfnisse an Nahrung, Kleidung und Wohnung. So bückte sie sich tief über ihren Webstuhl und sah mit müden brennenden Augen auf das wandernde Schiffchen. Alle ihre Sehnsucht nach dem vielfarbigen Teppich der blühenden Wiesen wob sie in die Muster ihrer Kissen und Decken hinein, und ihr gelang in dieser Zeit manches Hübsche, weil sie der Arbeit alles opferte, nur um Frieden zu finden. Aber ob die strenge Göttin ihr auch lächelte, das Herz verschmachtete dem armen Kinde fast, und die Träume von Freiheit und Wanderglück verließen es nicht. So träumte sie in einer Nacht von der stillen Landschaft Ostfrieslands, wo sie vor Jahren einmal sehr glücklich gewesen war. Und dieser Traum war einer von jenen, die einem am Morgen wie ein wirkliches Erlebnis vor der Seele stehen. Immer sah sie nun das wunderbare, kühle, unbegrenzte Grün der weiten Ebene, nur von den spiegelnden Wasserstraßen durchschnitten. Dann wieder spürte sie, wie der schwere Wind sie bedrängte, und meinte, hinter zerflüsteten Dünen den unablässigen Ansturm der Brandung zu vernehmen.

In solche Phantasiebilder versenkt saß sie an jenem Nachmittage auf ihrer Bank in den Anlagen, und das hoffnungslose Verlangen in die Ferne hatte ihr sogar Tränen in die Augen getrieben, die sie erst fühlte, als ihr alter Freund mit seinem stillen Gruß zu ihr trat. Sie schämte sich ihrer Schwäche, aber sie erklärte ihm ihren Grund

doch unumwunden, denn sie hielt ihn ja auch für arm und enterbt und meinte, daß er sie verstehen müsse. Er nickte denn auch nachdrücklich und teilnahmvoll, was ihr völlig genügte, und bot ihr dann Erdbeeren an, die er in einem zierlichen Körbchen mitgebracht hatte. Sie aß dankbar davon, wenn auch mit einem bedrückten Gewissen, weil sie fürchtete, ihn zu berauben, und fühlte sich in seiner schweigenden Gegenwart wieder einmal recht beruhigt und geborgen.

Er war an diesem Nachmittage schweigsamer noch als sonst gewesen, aber als sie sich erhob, um wieder an ihre Arbeit zu gehen, sah er auf und begann wie unter dem Einflusse eines plötzlichen Entschlusses schnell zu sprechen: „Meine liebe, kleine Freundin,“ sagte er und sah Melitta mit einem Lächeln an, in dem etwas von dem Zutrauen eines Kindes lag, etwas, das zugleich bezauberte und rührte — „Sie werden mir eine Bitte nicht abschlagen. Ich verlasse die Stadt in den nächsten Tagen, ich muß eine kleine Reise machen, gleichviel wohin. Kurz, ich muß meine Blumen verlassen, meine Rosen, die gerade jetzt ihre schönste Zeit haben. Und ich habe niemand, dem ich sie anvertrauen möchte. Ich lebe so allein — eine alte Aufwärterin habe ich, ja, aber ich glaube, es macht ihr wenig Unterschied, ob sie Rosen oder lederne Pantoffeln unter den Händen hat. Und für meinen Nessen, den Musjöh Fridolin, der mich hin und wieder besucht, haben Rosen doch nur Wert, solange er sie im Knopfloch

tragen kann. Wollen Sie mir nun diesen Gefallen tun . . . ?" Melitta lächelte — sie dachte an eine kleine Junggesellenwohnung, einen grün umrankten Balkon, eine Idylle im Abendsonnenschein, vier Treppen hoch, von Schwalben umschwirrt.

„Gerne will ich Ihre Rosen pflegen," sagte sie, „abends habe ich ja immer Zeit. Sie müssen mir nur zeigen, wieviel jede braucht, damit ich nichts verkehrt mache."

„Schön, schön!" rief er vergnügt, „dann führe ich Sie morgen um diese Zeit in meine Wohnung. Sie ist nicht weit von hier", fügte er fast geheimnisvoll lächelnd hinzu. Sie trennten sich, und in Melitta blieb eine sanfte Zufriedenheit zurück, wenn sie es auch zeitweise ganz vergaß, daß sie ihrem alten Freunde nun endlich einen kleinen Liebesdienst erweisen durfte. Ab und zu fiel es ihr ein, und sie lächelte über ihrer Arbeit, wenn sie sein schönes Gesicht mit den lebendigen, gütigen Augen vor sich sah.

Sie hatte solange abseits der Welt gelebt, daß ihr nicht einen Augenblick lang der Gedanke kam zu erwägen, ob es schicklich sei, daß ein junges Mädchen einen Mann in seiner Wohnung aufsuchte. Und wäre ihr dieser Gedanke gekommen, sie hätte ihm vielleicht gar keine Beachtung geschenkt. Ihr Herz war voller Bitterkeit gegen das, was sich „die Welt" nennt und hatte nichts als trohige Gleichgültigkeit für alle Vorschriften der Gesellschaft. Hatte diese Gesellschaft sie am Wege

liegenlassen, sobald sie arm und einsam geworden war, so konnte sie auch allein fertig werden, und jene angemessenen Rechte, die Wege des einzelnen nach übernommenen, weichenlosen Regeln zu bestimmen, waren für die kleine Melitta eben nicht mehr vorhanden. Und so ging sie am nächsten Tage gleich nach ihrem einsamen Mittagsmahl in dem grünen Gasthofsgarten ihren gewohnten Weg den Anlagen zu — vielleicht ein wenig neugieriger gestimmt als sonst, vielleicht ein wenig sonntäglich gekleidet, denn sie freute sich, einmal wieder jemanden besuchen zu können, mit dem sie nicht zu handeln hatte. Nichts war in ihr von jener schmerzlich-süßen Erwartung, nichts von der bangen, atemlosen Ahnung, mit der wir großen Ereignissen unbewußt entgegengehen. „Vielleicht hat er wieder Erdbeeren“, dachte sie bei sich, „und wir essen sie zusammen auf dem kleinen, grün umrankten Balkon, vier Treppen hoch, den Himmel über uns. Und drinnen, im Zimmer, hängen die Bilder seiner schönen Freundinnen aus der Vergangenheit an den Wänden. Die besuche ich mir natürlich, wenn ich die Rosen begossen habe . . .“

Unter solchen Gedanken war sie um die letzte Ecke gebogen und sah den alten Herrn vor sich auf der Bank sitzend und sie fröhlich begrüßend. Zu ihrem Erstaunen winkte er ihr, nicht weiterzugehen, und kam ihr entgegen: „Wir müssen umkehren,“ sagte er heiter, „Sie sind schon an meiner Wohnung vorbeigegangen, ohne es zu

wissen." Während sie zurückschritten, begann es in Melittas Kopf zu arbeiten, und die ganze Reihe der prächtigen und vornehmen Gartenhäuser, die auf ihrem Wege vom Gasthof nach den Anlagen standen, zog an ihrem inneren Auge vorüber. Jedes einzelne von ihnen kannte sie und hatte so oft mit einem stillen Heimweh im Herzen durch die grünen Gitterstäbe gesehen. Konnte er dort wohnen? Bei diesem Gedanken schien es ihr unmöglich, ihm zu folgen; hatte sie ihn doch für enterbt und verstoßen gleich sich selbst gehalten; nun schien er ihr auf einmal entrückt und — obgleich sie sich dieser Empfindung schämte, es war ihr doch einen Augenblick, als glücke seine Freundlichkeit einem Almosen. Sie blieb stehen und sah zweifelnd zu ihm auf, aber vor dem günstigen Blick, dem sie begegnete, schwand ihr Mißtrauen auf einmal wie Nebel vor der Sonne. „Wir haben nicht mehr weit zu gehen“, sagte er leise, und da begriff sie ganz plötzlich auf unerklärliche Weise, wohin sie gingen. Zwischen den Anlagen und den letzten Häusern der Vorstadt lag ein Stück unbebauten Wiesenlandes, umzäunt und in Bauplätze eingeteilt. Inmitten dieses Geländes aber, dort, wo es durch eine schmale Straße durchschnitten wurde, lag ein einsames graues Haus, das tagaus, tagein wie verzaubert hinter hohen Gartenmauern schloß. Niemals hatte Melitta jemand aus der grünen Pforte treten sehen, über die ein alter Kastanienbaum schattende Äste breitete. „Er muß die Zimmer



traurig und düster machen". hatte sie oft gedacht und zu den Fenstern emporgeblückt, die sie trübe, wie blinde Augen ansahen. Und nie hatte sie eines dieser Fenster geöfnet gesehen, außer an einem milden, grauen Aprilabend, als sie zufällig dort vorüberkam und mit Verwunderung in lauter schwarze, schweigende Fensterhöhlen sah, mit denen das Haus atmete und Frühlingsluft trank, wie ein alter Walfisch, der zu lange in der Tiefe gewesen war. Daraus hatte sie geschlossen, daß es trotz allem bewohnt sein müsse, aber sie hatte sich vergeblich bemüht, einen Blick in seine Geheimnisse zu tun. Die Kastanie hatte festlich geblüht, und Glieder und Goldregen hatten ihre vollen Blütenzweige so verschwenderisch über die graue Mauer hängen lassen, daß niemand dort vorübergekommen wäre, ohne der Versuchung zu erliegen, eine Handvoll Duft und Farbe zu stehlen. Bald darauf hatte der Holunder mit unzähligen weißen Blütenscheiben aus dem vollen Grün geleuchtet, und nun sollten die Linden blühen. Neugierig und sehnstüchtig war die kleine Melitta um den Garten herumgestrichen und hatte heimlich durch die Spalten der alten Brettertür gespäht, aber sie sah nichts als golden flimmernde Sommerlust in grünem Gezweig. Pirolrufen klang immer wieder über die Wipfel — vielleicht wurden dort Kirschen reif, und niemand pflückte sie. Ja, Melitta kannte den Garten und kannte das Haus! Demütig und glücklich ging sie neben ihrem alten Freunde her; ihm gehörte

das Märchen, und er hatte den Schlüssel dazu. Er zog nun auch einen kleinen, sonderbar gezackten Schlüssel aus der Tasche, den das Schlüsselloch verschlang und nicht gleich wieder hergeben wollte. Dann zeigte er ihn ihr mit bedeutungsvollem Lächeln: „Bald wird er Ihnen anvertraut werden,“ sagte er, „hüten Sie ihn gut!“ Sie durchschritten den liesbestreuten Platz unter dem alten Kastanienbaum und traten durch eine altmodische Glastür in den mit roten Ziegeln gepflasterten, kühlen und dämmerigen Flur. Ein perlenbestickter Klingelzug hing neben der Tür; der alte Herr zog kräftig daran, und ein zartes, aber eindringliches Glockenspiel ward laut und zog melodisch und sehnsüchtig an den Wänden entlang: „Komm herab, o Madonna Theresa . . .“

Der Alte lauschte. „Sie ist fort“, murmelte er dann befriedigt, als sich nichts im Hause regte. „Kommen Sie, Kind, legen Sie ab — ei, hier ist ein Spiegel! Wie lange hat kein so freundliches Gesichtchen wie das Ihre hineingesehen!“ Er machte Melitta eine kleine Verbeugung und verschwand hinter einer der weißlackierten Türen, während sie ihren Hut abnahm und, da sie weder einen Haken noch einen Stuhl fand, ihn über die große Kugel stülpte, die den Geländerabschluß der nach oben führenden Treppe bekrönte. Dann warf sie einen Blick in den trüben Spiegel, aus dem ihr Antlitz ihr blaß und undeutlich entgegenschimmerte. Er war hübsch, der Spiegel;

sein Rahmen aus hellem Mahagoniholz war mit schmalen Goldleisten verziert, und oben über dem Glas sah man ein Bild, eine einfältig liebliche Landschaft, auf der ein Wanderer einsam mit seinem Schatten dahinzog. „Wie still ist es doch hier!“ dachte Melitta, während sie geduldig wartete, daß der alte Herr sie hineinriefe, und sie sah die Treppe hinauf, deren Ende man kaum erkennen konnte, so dunkel war es in dem oberen Stockwerk. Und es war, als käme das Schweben von dort oben herab, unablässig, wie eine schwere, schwarze Flut, in der jeder Laut wehrlos untergehen mußte. Hier unten war es wenigstens dämmerig, und ein verirrter Sonnenstrahl zitterte an der Wand, blau und rot, wie die Glasscheibe der Thür, die ihn eingefangen hatte. Und wenn man aufhorchte, konnte man von draußen her diese oder jene tröstliche Stimme vernehmen, war es auch nur ein Vogelruf, ein fernes Wagenrollen oder die durchdringende Wiesenmusik der Grillen.

Wer die kleine Melitta nicht ganz gut kannte, nannte sie manchmal hochmütig, und daran mochte etwas Wahres sein. Gewiß aber war sie ebenso schüchtern wie hochmütig. Während sie so wartete, wurde ihr immer beflommener zumute, weil es ihr schien, als träfe man drinnen allerhand Anstalten zu ihrem Empfang, als machte sich der alte Mann Mühe und Umstände um ihreetwegen. Als er nun aber unter der Thür stand und sie mit einer Handbewegung zum Eintreten

einlud, da fühlte sie, daß er selbst verlegen war, und daß in seinem guten Lächeln etwas um Entschuldigung zu bitten schien — und das gab ihr gleich wieder Mut, weil sie nun alles aufbieten mußte, um ihn von dieser Verlegenheit zu befreien. Sie durchschritten ein kleines Gemach so schnell, daß Melitta sich noch nicht darin umsehen konnte. Ihr blieb nur die Erinnerung eines schwachen, süßen Duftes, wie er wohl aus den Potpourrivasen unserer Großmütter stieg, und dann der Eindruck von etwas befremdlich Schönerm, das ihre Augen gestreift hatten, ohne es in der Eile ganz zu begreifen, von einem Bilde nämlich, das hier einsam über einem breiten, mit geblühtem Stoff überzogenen Sofa hing. Ihr Herz zitterte leicht, wie nach einer holden Überraschung, ja, es war ihr, als hätte sie einen seltsamen, geisterhaften Zug empfangen, und die ganze Zeit über war nur der eine Wunsch in ihr, jenes Gemach wieder zu betreten und vor dem Bilde zu stehen. Einstweilen stand sie jedoch in einem großen Zimmer und sah durch die weitgeöffnete Verandatür mit freudigem Staunen hinaus in die unsägliche Sommerpracht des Gartens. Ja, hier blühten Rosen — Rosen über Rosen, sanft und festlich leuchteten sie ihr entgegen.

Der Alte nötigte sie an einen Tisch, den ein schönes Damasttuch bedeckte. Nie zuvor hatte Melitta so edles Glasgerät gesehen. Erdbeeren in kristallener Schüssel standen bereit, und der Zucker lag rosig angehaucht in einer Schale aus

Rubinglas. In der kunstvollen Karaffe leuchtete der Wein wie ein hundertfach geschliffener, durchsichtig goldener Edelstein, und glichen die runden Kelche auf ihren schlanken Stielen fremdartig blühenden Gewächsen, so schien das venezianische Glas in der Mitte des Tisches, in dem die köstlichste hellrote Rose stand, eine kleine, im Aufschäumen erstarrte Welle grünlichen Seewassers zu sein, ein kühles Wunder, Meeresheimweh atmend.

Der Alte schenkte den Wein ein, und sie ließen die Gläser aneinanderklingen. Sein ganzes Wesen war feierliche Heiterkeit, und dieser Eindruck ward noch verstärkt durch das Gewand, das er angelegt hatte, einer Art Mönchskutte aus leichter, gelblicher Seide. „Auch dies ist Ihr Reich,“ sagte er mit einer weiten Handbewegung, „wenn Sie beim Blumenbegießen heiß und müde geworden sind, müssen Sie hier ausruhen. Sehen Sie hier,“ und er sprang auf und öffnete einen Edlschrank aus Mahagoniholz, „hier werden Sie immer eine kleine Erfrischung finden!“ Er sah sie listig und freundlich an, und Melitta lachte wie ein beschenktes Kind — ach, wie lange war es her, daß jemand für sie gesorgt und an ihre Behaglichkeit gedacht hatte! „Hier,“ fuhr er fort und öffnete flüchtig die Thür zum Nebenzimmer, „hier würden Sie Bücher und Bilder finden. Aber nun,“ und er sah forschend nach der alten Wanduhr, die in einer dunklen Ecke träumerisch und unaufdringlich tickte, „nun kommen

Sie, kommen Sie in den Garten, die Rosen warten auf uns." Es lag eine gewisse Hast in der Art, mit der er ihr den Garten zeigte, und sie fand dabei keine rechte Ruhe des Genießens. „Kindchen, Kindchen," sagte er schließlich, als er den Schuppen schloß, in dem die Gießkannen und andere Gerätschaften lagen, „Sie werden mir nicht böse sein, wenn ich Sie bitte, jetzt zu gehen. Ich erwarte noch einen Besuch — kurz, ich habe mir meinen Herrn Kessen noch einmal herbestellt, und er braucht nichts von meiner kleinen Gärtnerin zu wissen. Niemand soll es wissen, solange ich fort bin, Sie sollen hier ganz allein herrschen." Er gab ihr noch ein paar Erklärungen — die Haustür, sagte er, würde verschlossen bleiben und ebenso die Türen der Zimmer, soweit sie auf den Korridor führten. Melitta bekam den Schlüssel der Verandatür und konnte so vom Garten aus immer in das große Zimmer gelangen, das mit zwei Nebenräumen in Verbindung stand. Sie gingen nun durchs Haus zurück, und Melitta konnte es sich nicht versagen, einen Augenblick vor jenem Bild stillzustehen. Nun sah sie es: was sie vorher berührt hatte wie ein Gruß, war der Blick zweier unendlich jugendheiterer, lichtvoller, brauner Augen. Das Bild stellte einen jungen Mann dar, fast einen Knaben noch, aber seine Jugend mußte längst silberweiß sein, und vielleicht blühten schon seit vielen Sommern die Rosen auf seinem Grabe. Er war in der Mode der vormärzlichen Tage gekleidet; ein sanfter,



schwärmerischer Zug in dem offenen Antlitz, und seine Hand hielt ein Buch und eine rote Rose. „Eberhard,“ murmelte der Alte, „mein Bruder Eberhard. Lange, lange gestorben. Sie sollen von ihm hören — wenn ich wiederkomme.“ Sanft drängte er sie zur Thür hinaus, wie im Traum nahm sie ihren Hut und hörte auf seine Abschiedsworte. Ja, morgen schon wollte sie kommen, und alle Tage, auch wenn es regnete. Ein wenig Sommerfrische und Ruheport sollte der Garten ihr sein, sie nickte dankbar, es war gut so, und sie war glücklich. Sie ging nach Hause und arbeitete, bis der Abendwind in die große Pappel stieß, deren Wipfel in ihr Fenster sah. Und sie dachte ohne Unterlaß an den Garten und seine Rosen, an die kühlen, stillen Stuben, und als es dunkel um sie war und sie sich zur Ruhe gelegt hatte, fühlte sie wieder die Augen des Bildes auf sich gerichtet, leuchtend und unausweichlich. —

Es war am dritten Tage, nachdem Melitta ihre Herrschaft in dem geheimnisvollen Garten angetreten hatte, und ihr war so wohl und heiter zumute wie seit langer Zeit nicht mehr. Ihre Hand zitterte nicht mehr, wenn sie die grüne Pforte mit dem sonderbaren kleinen Schlüssel öffnete, und ihr Herz blieb ruhig, wenn sie das verlassene Haus betrat und in den stillen Stuben die risigen Fensterläden aufstieß. Dann füllten sich die Räume mit dem warmen Glanz des Junitages, der draußen auf der Welt lag, und sie ging hindurch wie eine Königin durch ihr Reich oder wie

eine Priesterin durch den einsamen Tempel. Und sie ging, ihr Altarbild zu grüßen, niemand wußte es, niemand sah es ja, niemand konnte lächeln über ihre Torheit, ihr Entzücken an dem Bilde des schönen Knaben, der so lange, lange schon tot war. Eine schöne, goldrandige Alabastervase, die auf einem Wandbrettchen neben dem Bilde stand, füllte sie täglich mit frischen Blumen, und heute küßten rote Rosen auf langen, schwanken Stengeln das goldene Oval des Rahmens. Melitta saß auf einem niedrigen Sessel davor, die Hände um die Knie geschlungen; sie sah zu den strahlenden Augen auf, und ihr war, als müsse die Jugendkraft, die der Maler hier gebannt hatte, unvergänglich sein. „Du lebst!“ flüsterte sie fast unwillkürlich, aber gleich darauf durchrieselte sie ein Schauer, und ihr war, als erbehten die Rosen, die das Bild berührten, von geheimnisvollem Leben bewegt. Sie stand auf, indem sie den Blick fest auf das leuchtende junge Antlitz richtete: da sahen seine Augen wieder über sie hinweg, und dunkel lag in ihnen das Rätsel jener versunkenen Welt, die sich einst in ihnen gespiegelt hatte. Dennoch zitterte Melitta von einem seltsamen Grauen; sie ging ins Nebenzimmer, ohne sich umzusehen, und drückte hinter sich die Thür leise zu. Hier war es hell und traulich — nein, niemand war ihr gefolgt, wie sie mit einem Blick über die Schulter zurück feststellte. Zur Sicherheit riegelte sie auch noch die Thür zum Bücherzimmer zu, ohne erst hineingesehen zu haben. Nun war ihr wieder

ganz behaglich zumute, und sie setzte sich aufatmend in einen tiefen, bequemen Sessel — im Garten war es heute so schwül, und sie hatte diesen Raum lieb gewonnen. Jedoch eine sonderbare Unruhe vertrieb sie auch hier — jenes abergläubische Herzklopfen, das sie kannte, seit sie sich als kleines furchtsames Mädchen zum ersten Male dumpf des Gefühls bewußt geworden war, daß man auch in einem scheinbar ganz leeren Zimmer nicht völlig allein sein könne. Damals malte sie mit einem Bleistiftstümpfchen heimlich drei Kreuze an die Wand über ihrem Bett, und da erst gelang es ihr, einzuschlafen, ohne mit dem Kopf unter die Decke zu kriechen, was ihr die Mutter verboten hatte. Nun konnte es ihr nichts mehr anhaben, was da Nacht für Nacht schwärzer als die schwärzeste Dunkelheit neben ihrem Lager lauerte, was da flüsterte und Namen nannte, wenn alles ringsum schwieg . . .

Jetzt aber fühlte sie wieder, wie es unentwegt hinter ihr stand und danach trachtete, sie zu berühren. Sie meinte, einen kühlen Hauch im Nacken zu spüren, und stand auf — ohne sich umzublicken, machte sie einen Bogen durchs ganze Zimmer und setzte sich in eine Ecke. Eng saß sie mit dem Rücken an der Wand, nichts konnte sich dazwischendrängen — sie sah starr ins Zimmer hinein, indem doch nichts lebendig war als die Fliegen und der zitternde Schatten einer Weinrebe auf der Diele, wo die Nachmittagssonne einen goldenen Streifen hingelegt hatte. Und

dann war ihr auf einmal, als sei nur im Freien Erlösung von dieser räthselhaften Angst zu finden; sie erhob sich und schlich mit wankenden Knien hinaus, über die Veranda, an dem großen Rosenbeet vorüber, und sank endlich halb ohnmächtig auf die Bank in der Gliederlaube. „Nicht ins Haus zurück!“ dachte sie, „nie wieder, nie wieder!“ Allmählich ward sie ruhiger und überlegte. Ja, ihre Furcht war törricht und unbegründet, und jeder würde sie auslachen, dem sie davon erzählte. Sie wußte das, und doch — allein die Erinnerung, daß ihr Hut noch dort drinnen läge, und daß sie noch einmal hinein mußte, um ihn zu holen und die Läden zu schließen, ließ sie erschauern. Sie saß nun eine Weile ganz still ohne alle Gedanken, während ihre Augen sich mit dem Bilde des blühenden Gartens füllten und ihre Ohren die friedlichen Naturlaute aufnahmen, ohne daß sie dessen eigentlich gewahr wurde. Als sie sich endlich auf sich selbst besann, war die Angst von ihr gewichen; nur seltsam matt fühlte sie sich noch, und plöghlich empfand sie diese Mattigkeit als etwas Beschämendes. Sie raffte sich auf, sie war entschlossen, jetzt ins Haus zurückzugehen, allerdings zum letztenmal und nur, um die Läden zu schließen und ihren Hut zu holen. Sie schaltete alles aus, was sie von diesem Entschluß abbringen wollte, jede Erinnerung an die vergangene Viertelstunde — sie hatte keine Gedanken, keine Nerven, sie erhob sich wie ein willenloser Automat, da durchfuhr es sie wie ein glühender Fun-

fen, und ihre Hand umkrampfte die Banklehne. Zögernd und leise, ganz leise, aber so deutlich vernehmbar, als sei kein anderer Ton auf der Welt, schwebte es seufzend durch die heiße, zitternde Luft: „Komm herab, o Madonna Theresia.“

Von den folgenden Minuten wußte Melitta nichts, und was sie dann erlebte, erlebte sie wie ein Traum: sie saß und sah mit offenen Augen, aber sie fürchtete sich nicht. Sie hatte das gesegnete Gefühl, das uns unsere schweren Träume überstehen hilft, das dämmernde Bewußtsein: es ist nur ein Traum, gottlob, es ist ja nur ein Traum!

Den Gartenweg, der in die Gliederlaube mündete, kam jemand gegangen, er schlenderte behaglich, wie einer, der sich zu Hause fühlt, und seine Augen sahen mit ruhigem Wohlgefallen auf die Rosenpracht des Rondells. Es war ein junger, schlanker Mensch, seine Hand hielt ein Buch und eine Rose, frisch gepflückt und rot wie Blut. Sein dunkelblondes Haar lockte sich leicht, seine Augen waren braun und hatten einen warmen goldenen Sommer sonnenglanz: sein Antlitz war Zug für Zug das Antlitz jenes Bildes . . .

„Schöner Traum!“ dachte Melitta noch, während er in die Laube trat, dachte es wie ein Stürzender, der taumelnd in leere Luft greift. Denn dann packte das Grauen sie wie ein Wirbel, und wild aufschreiend schlug sie die Hände vors Gesicht. — —

Unabsehbare Zeit schien vergangen zu sein, als



Melitta sich wieder auf sich selbst besinnen konnte, und eine seltsame Ruhe war mit dem Bewußtsein über sie gekommen. Sie war darauf gefaßt, das Unfaßliche zu sehen, als sie die Augen öffnete, und so erschraf sie kaum vor dem jungen besorgten Gesicht, das sich über ihres beugte und ihr so nahe war, daß sie einen Augenblick lang den warmen Hauch des Lebens spüren konnte. Rein, das war kein Gespenst! Ihr Herz hing wieder an, schneller zu klopfen, und sie schämte sich sehr.

„Ich habe Sie erschreckt!“ hörte sie nun den Unbekannten sagen, und sie mußte zu ihm aufsehen, denn irgendeine Saite ihres Innern erbebte beim Klang seiner Stimme und begann zu schwingen — da sie aber nicht antwortete und ihn nur ansah, fuhr er lächelnd und ein wenig verlegen fort: „Wenn ich nur eine Ahnung gehabt hätte, daß Sie es wären, der mein Onkel während seiner Abwesenheit das Reich überlassen hat, dann wäre ich natürlich nicht trotz meines Wunsches hier eingedrungen. Aber ich dachte, der alte Scheuerdrache hauste hier allein, und ich begriff wahrhaftig nicht, warum ich den Garten da nicht betreten sollte — gerade jetzt, in der schönsten Zeit . . .“

Er warf einen Blick in den Garten hinaus und sah Melitta dann an, sie mußten beide plötzlich lachen, wurden aber gleich wieder ernsthaft.

„Setzen Sie sich doch!“ sagte sie besangen, eigentlich nur, um etwas zu sagen. Er ließ sich behutjam neben ihr nieder, und eine Weile war



es ganz still. Sie versuchte ihn anzusehen, weil sie aber den Kopf nicht zur Seite drehen wollte, mußte sie sich mit dem Anblick seiner Hände begnügen, die er auf den gekreuzten Knien ineinandergelegt hatte. Ach, es waren ein Paar so gute feste Jungenshände, ein wenig rund und derb und doch hübsch und kräftig — es war nichts Geisterhaftes an ihnen, sie waren durchaus vertrauenerweckend. Sie konnten hauen, das sah man ihnen an, und vielleicht auch ein wenig täppisch streicheln, wenn es not tat; aber das hatten sie gewiß noch nicht oft getan. Im übrigen bastelten sie gern, gewiß lieber, als sie den Federhalter führten, und gewiß hielten sie fest, was sie nur einmal recht ergriffen hatten.

„Sie sind also der Nefse“, sagte Melitta endlich und hielt erschrocken inne, denn auf einmal wurde ihr wieder klar, daß sie den Namen ihres alten Freundes immer noch nicht wußte.

„Ja,“ sagte er und lachte ein wenig vor sich hin, „ich bin der Nefse — der schlimme Nefse Grisdolin.“ Er lachte wieder und sah sie nun ganz unbefangen an. „Es ist doch eigentlich eine Kateridee vom Onkel, mich aussperren zu wollen,“ sagte er, „ist es denn nicht scheußlich langweilig für Sie, so allein?“

Nun mußte Melitta auch lachen, und auf einmal fühlte sie recht, wie dankbar sie war, daß er neben ihr saß, daß sie nicht mehr so allein war mit ihren schrecklichen Einbildungen. „Nein,“ sagte sie aufatmend, „langweilig war es nicht,

ich bin gern allein. Nur nicht, wenn ich mich fürchte, und ehe Sie kamen, hatte ich mich sehr gefürchtet."

"Oh!" er rief es so bedauernd und teilnahmenvoll, daß es der kleinen Melitta ganz warm ums Herz wurde, und er sah in den Garten hinaus wie ein sprungbereiter junger Löwe, „gefürchtet? Wovor? Wie gut, daß ich kam!"

"Sie werden mich auslachen," sagte sie, bekümmert, weil sie ohne Not soviel Mut und Tatkraft entfesselt hatte, „es war eigentlich gar nichts. Ich saß zuerst im Hause — ja, und es war so still, wissen Sie, und da kam mir wohl die Einsamkeit so zu Bewußtsein, daß mir graute. Und dann . . ." aber er unterbrach sie: „Im Haus?" rief er — „aber wie sind Sie denn hereingekommen? Ich habe doch einen Schlüssel zur Haustür und habe eben vergeblich versucht, vom Flur aus in ein Zimmer zu kommen. Oder haben Sie von innen zugeschlossen?" — „Nein," sagte Melitta aufatmend, „ich habe einen Schlüssel zur Verandatür. Aber dann waren Sie es, der vorher geklingelt hat!"

"Ja," sagte er, „ach, hat Sie das auch erschreckt? Ich wollte mich erst überzeugen, ob der Drache im Hause wäre. Onkel Theodor tut es auch immer, wenn er nach Hause kommt, als erstes. — Aber es tut mir so leid, daß Sie sich geängstigt haben — zuletzt wohl noch vor mir selbst, wie ich so ohne weiteres im Garten erschien?"

"Ja," erwiderte sie leise, „besonders weil Sie

einem Bilde so ähnlich sehen, das drinnen hängt. Lachen Sie mich nur aus, aber mir war wirklich in jenem Augenblick, als sei das Bild lebendig geworden." Aber er lachte gar nicht.

"Großvater!" rief er mit einem gewissen Stolz, „ja, das glaube ich, dem sehe ich auch ähnlich." Dann wandte er sich ganz zu ihr, und in seinem treuherzigen Knabengesicht stand ein drolliger väterlicher Ausdruck. „Kommen Sie, kleines Fräulein," sagte er bittend, „wir wollen zusammen vor das Bild gehen, und dann überzeugen Sie sich, daß es hängt, wo es hing, während ich neben Ihnen stehe." Sie erhob sich gleich, ja, sie nahm seinen Arm, den er ihr ernsthaft bot. In seiner etwas umständlichen Ritterlichkeit lag etwas, das sie an ihren alten Freund erinnerte, altmodisch nannte sie es bei sich und wußte doch, daß sie mit diesem Wort der Sache nicht gerecht wurde. In allem, was sie taten, der alte Mann oder der Knabe, lag neben einer gewissen Grandezza soviel Achtung vor der Frau, daß es dem heimatlosen, verwehten Geschöpf unendlich wohlthat. Selbstachtung gewann sie dadurch zurück, den Mut, anmutig und ein wenig unnütz zu sein, und schließlich auch ein Gefühl davon, daß sie noch jung und ansehnlich war, denn das war ihr in aller Mühe und Drangsal auch recht sehr abhanden gekommen.

Melitta erschraf etwas, als sie vor dem Bilde standen und sie ihr Rosenopfer erblickte, aber Fridolin schien dessen nicht gewahr zu werden —

hatte sie doch auch andere Vasen in den Zimmern mit Blumen gefüllt. Nun sah sie von einem zum anderen — ach ja, da war Ähnlichkeit, da war dieselbe reine, steile Knabenstirn, von der das lockige Haar zurückgestrichen war; da waren die gleichen Augen mit diesem sanften, steten Leuchten und dieselbe schöne starke Linie des Mundes. Aber wohin war das Leben des Bildes geschwunden? Sie fühlte es auf einmal, es waren die Augen eines Toten, die auf sie niedersahen; Morgenglanz aber leuchtete in den Augen des Knaben an ihrer Seite. „Nun,“ sagte er lächelnd, „seht sind Sie doch überzeugt und ganz beruhigt. Sie sehen mir immer noch so blaß aus . . .“ Er sah sich um. „Sal!“ rief er dann und lief ins Nebenzimmer. Als Melitta ihm folgte, sah sie ihn vor dem Eßschrankchen stehen, von dem der alte Herr ihr damals gesagt hatte, daß sie immer eine Erfrischung darin finden würde. Sie hatte sich nun vorgenommen, den Inhalt des Schränkchens unberührt zu lassen, und hatte auch bis jetzt wirklich noch nicht einmal hineingesehen. Fridolin wandte sich jetzt um und kam strahlend auf sie zu: „Mein gnädiges Fräulein,“ sagte er und bot ihr den Arm, „Sie werden Ihrem ergebensten Diener erlauben, das Mahl vorzubereiten.“ Im Umsehen war sie zu dem schönen, alten Armstuhl geleitet, der hier einsam prunkend an der Wand stand — ebenso schnell war ein Polster unter ihre Füße geschoben und ein Tischchen vor sie hingestellt, über dessen eingelegte

Platte der Junge mit unbegreiflicher Geschwindigkeit ein Damasttuch warf.

„Sie können wohl zaubern, Fridolin?“ sagte sie ganz benommen, während ein Teller aus zartem, klingendem Porzellan und ein geschliffenes Glas vor ihr niederflogen wie aus der Luft gegriffen und wunderte sich dabei, wie leicht sein Name ihr über die Lippen gegangen war. Er lachte nur und trug wunderbare Dinge herbei: verzauberte Früchte, auserlesene kleine Kuchen und Wein, dessen Duft alsbald durch den Raum zog wie ein seliger befreiter Geist. „Noch etwas!“ rief er und sprang die Stufen hinab in den Garten, um gleich darauf mit einer Handvoll Monatsrosen wiederzukommen, die er über den Tisch streute.

„Es ist alles bereit!“ sagte er dann ernsthaft, während er die Arme über der Brust kreuzte und sich vor ihr verneigte. „Befehlt Ihr nun eine Tafelmusik, Frau Königin? Wünscht Ihr ein Konzert auf dem Klavier zu hören, gespielt mit einem Singer auf den schwarzen Tasten allein? Pfeifen kann ich besser — ich kann pfeifen wie eine körperlose Flötenstimme . . .“

„Ach nein,“ sagte Melitta ängstlich, „soll ich denn allein essen!“

„Wie Ihr befehlt“, sagte er, und gleich darauf saß er ihr gegenüber und füllte die Gläser. Nichts mehr von Scheu und Befangenheit war zwischen ihnen, sie schmausten und plauderten, und während er ihr von dem Rotkehlchen erzählte, das er

daheim in seinem Zimmer hielt, stieg in Melitta schattenhaft und ungreifbar wie Nebel die Erinnerung an einen kleinen Spielfkameraden auf, den sie einst besessen hatte, vor langer, langer Zeit, als sie ein Kind war. Es durchrieselte sie einen Atemzug lang wie mit Wiedersehensglück, mit einer traumhaften Ahnung davon, daß es noch Wege gäbe, die zurückführten in das verschüttete Land der Jugend. Vergessen der Tod und alles Leid des Einsamwerdens, ausgelöscht die Erinnerung an unendliche, dunkle Arbeitsstunden, an Mühsal und Verzweiflung und trostlose Müdigkeit. Hier saß sie, und ihr gegenüber saß das lachende Leben und trank ihr zu. Sie hob ihr Glas: „Hoch das Gespenst!“ rief er übermütig, aber danach blieb es so seltsam still, denn Melitta war es, als läge eine unsichtbare Hand auf ihrer, und die Gläser klangen nicht aneinander. „Nein, Sie haben recht, das war kein guter Trinkspruch,“ sagte er, schnell begreifend, „auf uns beide denn, auf gute Freundschaft!“ Die Gläser klangen, sie tranken und lachten sich an. —

Als die Sonne tief stand, gingen sie hinaus und brachten den Blumen Wasser in angemessener Arbeitsteilung, indem Fridolin die schweren Gießkannen trug und Melitta sprengte. Später führte er sie durch den Garten und zeigte ihr alles, was sie noch nicht selbst entdeckt hatte, Vogelnester zumeist und in einer alten Ulme ein großes Astloch. Melitta sah hinein wie in eine tiefe Höhle; eine große Kröte saß auf dem Grunde



und sah ihr aus goldenen Augen melancholisch entgegen.

Endlich standen sie an der Pforte unter dem Kastanienbaum, und ihre Hände lagen ineinander. „Ich weiß Ihren Namen noch gar nicht“, sagte er lächelnd und wiederholte dann fast ungläubig: „Melitta — Melitta?“ — „Vielleicht heißt es Sonigblume,“ fuhr er dann fort, „Sonig ist in den Namen verborgen — und das würde ja ganz gut passen.“

„Sindn Sie?“ sagte sie unter leisem Erröten, „gute Nacht, Fridolin!“

„Für heute,“ sagte er eifrig, „nicht wahr: auf Wiedersehn.“ Und dann ging Melitta. Sie sah sich nicht um, aber sie wußte es, er stand an der Pforte und sah ihr nach, bis sie zwischen den grünen Hecken verschwunden war. —

Es war nur eins in ihrem Leben, mit dem Melitta die Tage vergleichen konnte, die nun folgten, und das war die Erinnerung an ihre süße, ferne Kinderzeit. Wie die ganze Seligkeit ihres Lebens damals in der Stärke des Erlebens gelegen hatte, in der unbewußten Kraft, die Fülle des Augenblicks ganz zu erfassen und auszulösen, so geschah es ihr auch jetzt. Nicht was sie erlebte, beglückte sie so, sondern wie sie es erlebte. Es kam vor, daß sie am Morgen lachend erwachte, im Herzen die ganze Seligkeit eines Traumes, von dem sie doch eigentlich nichts mehr wußte. Die Arbeit ging ihr von der Hand wie Spiel, sie sang dabei vor sich hin und wunderte

sich, woher ihr auf einmal alle die Lieder kamen. Dabei stand in diesen Tagen der Himmel ununterbrochen strahlend und wolkenlos über der Stadt, und die Welt war so von Licht getränkt, daß selbst die Nächte einen sanften Glanz hatten. Melitta hörte die Menschen über die Hitze klagen und konnte es nicht verstehen; ihr selbst war zumute wie einer Pflanze, die sich der Sonne hingibt und soviel Licht und Wärme trinkt, als sie nur fassen kann. Und wie ihr Herz in Freude ausblühte, konnten ihre Augen auch wieder leuchten, als hätten sie nie geweint, und jeden Tag las sie in Fridolins Blicken, daß sie jung und schön war. Und das war auch ein Stück ihres Glücks, dieses seltsamen Glücks, das sie wie auf unsichtbaren Flügeln trug. Ob sie den Knaben liebte? Sie wußte es damals so wenig, als sie es später wußte, wenn diese Zeit mit ihrem Traumglanz durch ihre Erinnerung zog — sie liebte ihn, wie sie den blühenden Rosengarten und die guten, rauschenden Bäume, wie sie den Sommer selber liebte. Wenn sie an ihn dachte, dann dachte sie nicht an ihn allein — dann spürte sie den Duft der Himbeersträucher, deren reife Früchte vormittaglang in der steilen Sonne gekocht hatten, dann sah sie die grüne tausendfach durchbrochene Rupsel der alten Linde, durch die Himmelsblau und goldenes Licht auf sie herniedertropfte, wenn sie beide, ohne zu sprechen, auf der morschen Bank saßen und der unendlichen Sommermusik zu ihren Häupten lauschten. Denn die Zeit der Linden-

blüte war gekommen, die Luft schmeckte nach Honig, und selbst in den steinernen Straßen der Stadt war eine Ahnung dieser Seligkeit zu spüren. Sie hörte auch den Springbrunnen plätschern, den sie manchmal steigen ließen, nicht oft und nie sehr lange, denn Fridolin sagte, der Onkel sähe es nicht gerne, und Melitta hatte der alte Herr das Geheimnis dieser bescheidenen kleinen Wasserkunst gar nicht verraten. Aber es machte ihnen ein unverhältnismäßig großes Vergnügen, davor zu hocken und zu drehen und zu bohren, bis der Strahl plötzlich glucksend empor schoß und sie mit einem Tropfenschauer übersprühte. Ebenso aßen sie sich mit einer Hingabe in die Beeren hinein und lagen mit mangelndem Zeitbewußtsein schweigend im hohen Grase, wie man das sonst nur in der Kindheit kann. Sie hatten sich endlos viel zu erzählen, aber seltsamerweise berührten sie dabei nie ihr gegenwärtiges, ihr „wirkliches“ Leben, wenigstens tat Melitta das nie, und er fragte sie nicht danach. Wenn er ihr seine Schulgeschichten erzählte — ja, er ging noch zur Schule! — oder von den Fahrten sprach, die er auf seinem Rade unternommen hatte, dann kamen ihr die Erinnerungen an ihres Vaters Garten, und sie konnte ihm davon erzählen, als gäbe es kein Meer von Traurigkeit und Tränen zwischen dem Heute und jenen versunkenen Tagen. Mitunter saß sie auf der Bank unter der Linde, und er lag im Grase zu ihren Füßen, die Hände hinter dem Kopf verschränkt,

die Augen unablässig auf ihr Gesicht gerichtet. Und als sie sich ein paar Tage kannten, fing er auch an, ihr von sich selbst zu erzählen — er fragte sie um Rat und sprach zu ihr, als wäre sie seine gute Schwester, und zuweilen sogar, wie sie mit heimlichem Lächeln feststellte, als wäre sie seine Mutter.

Als sie sich ein paar Tage kannten — und sie kannten sich doch im ganzen nur acht Tage, nur eine einzige, goldene Woche lang. Sie hatten beide in jenen Tagen alle Zeitrechnung verloren, und der Tag galt ihnen nur, was der Nachmittag wert war. Und ihr letzter Nachmittag war gekommen, ohne daß sie es ahnten, genau sieben Tage, nachdem sie sich zum erstenmal gesehen hatten. Wie immer war Fridolin Melitta mit seinem strahlenden Lächeln entgegengekommen, als er ihren Schritt hörte. Sie waren dann durch den Garten geschlendert und hatten die Bank unter der Linde aufgesucht, wie sie es immer getan hatten. Aber an diesem Tage lag eine seltsame Schwüle in der Luft, und zum erstenmal empfand Melitta die Hitze wie einen Druck; sie war so matt, daß sie kaum reden konnte, und Fridolin schien es ebenso zu gehen. Zuweilen sahen sie sich an und mußten lächeln. Fridolin sagte einmal: „Wie schön wir schweigen können . . .“ aber sie waren beide innerlichst beunruhigt und hatten das Gefühl, als bereite sich Absonderliches vor. Nach einer Weile stand Fridolin auf: „Ich weiß nicht,“ sagte er, „man sollte tanzen oder radschlagen — mir ist

heute seltsam zumute." Er reckte sich und begann, an einem Baumast herumzuturnen, während Melitta mit schläfriger Teilnahme seine Bewegungen verfolgte. Es war ein hübsches Schauspiel, dem sie gern lange zugehört hätte. „Du heiß", sagte er jedoch bald und warf sich ins Gras, indem er die Augen schloß. Melitta versank nun in eine Art Dämmerzustand und wäre, alles vergebend, beinahe eingeschlummert, hätte sie nicht plötzlich in Fridolins Augen gesehen, die mit einem dunklen, traurigen Ausdruck auf ihr ruhten.

„Fridolin," sagte sie erschrocken und beugte sich vor, „was fehlt Ihnen?"

„Nichts fehlt mir!" sagte er fast grob und wandte sich ab, wälzte sich dann ein wenig, recht wie ein kleiner Junge, stand auf und ging schweigend in den Garten hinaus. Melitta blieb noch eine Weile sitzen, im Geiste immer den Blick fühlend, der so seltsam und bedrohlich in seinen jungen Augen gestanden hatte. Auf einmal war sie auch sehr traurig. Dunkel ahnte sie die Ursache seines Kammers und wäre ihm am liebsten nachgegangen, um ihn zu trösten, hätte sie nur gewußt, wie. Schließlich erhob sie sich und fand ihn auf dem Rasen vor dem Springbrunnen knien, den er eben verschloß. Sein Kopf triefte von Wasser, er schüttelte sich, daß die Tropfen flogen, und rief lachend: „Das hat gut getan, war aber auch nötig!" Sie begossen nun zusammen die Blumen und bemühten sich, heiter und vertraulich zu sein wie immer. Aber je näher der Abend

rückte, desto drückender wurde es, die Sonne verschwand vor der Zeit, und nun sahen sie die mächtigen Wolkenberge, die von allen Seiten in den Himmel hineinwuchsen. „Ein Gewitter!“ sagte Fridolin, „da können wir Wasser sparen.“ Sie standen noch eine Zeitlang und sahen schweigend, wie der Himmel sich immer mehr verfinsterte; es war beängstigend still, die Luft rührte sich nicht, es war, als duckte sich alles in furchtsamer Erwartung. Nur die Schwalben schossen unablässig mit schnellem Schrei über ihnen vorbei, und die Grillen sangen so laut, daß es war, als seien schrillende Saiten von der Erde zum Himmel gespannt.

„Ich muß aber heim!“ sagte Melitta in plötzlichem Erschauern, und Fridolin stimmte ihr zu. Sie nahmen einen hastigen Abschied voneinander, und Melitta ging der Stadt zu. Als sie an dem Gasthaus vorüberkam, in dem sie zu Mittag zu essen pflegte, fuhr der erste schwere Windstoß durch die Kronen der Kastanienbäume, die hier standen. Ein Donner grollte dumpf und fern, ohne daß Melitta einen Blich wahrgenommen hätte, und ein paar Regentropfen fielen ihr schwer und kühl in den Nacken. Sie beschloß, das Wetter auf der gedeckten Veranda des Hauses abzuwarten und zugleich ihr Abendbrot hier zu essen.

Sie mußte unablässig an Fridolin denken, während sie ihr einsames Mahl verzehrte. Seine traurigen Augen wichen nicht von ihr, sie grü-



belte darüber nach, ob er sie schon lange liebte — denn daß er sie liebte, schien ihr auf einmal außer allem Zweifel —, und ob sie sich ihm gegenüber falsch benommen hätte. Darüber ward sie allmählich sehr traurig, und ihr war nicht anders, als hätte sie einen lieben Bruder verloren. Sie ließ die Kette der letzten vergangenen Tage durch ihre Hände gleiten und fand, daß sie jeden einzelnen im Gedächtnis behalten hatte, mit seinem eigenen Duft und Schimmer. Und da wußte sie auch, daß jeder Tag zu den Erlebnissen des vorigen das seine gelegt hatte, und daß die schwüle Stunde unter dem Lindenbaum nichts anderes war als das Ziel, auf das sie sieben Tage lang zugegangen waren — blind mit sehenden Augen.

Sie erhob sich und trat in schweren Gedanken hinaus. Die dumpfe, erwartungsvolle Stille hatte sich noch nicht gelöst und ward nur ab und zu von einem Wind unterbrochen, der unruhig durch die Kronen der Bäume wanderte. Indessen schien das Gewitter sich verzogen zu haben, wenn auch der Himmel immer noch mit schwerem, grau-blauem Gewölk nahe und drohend über der Erde hing. Sie fühlte, daß es ihr noch nicht möglich war, nach Hause zu gehen, und fast ohne zu wollen schritt sie den Weg zurück, den sie gekommen war. In den Straßen lag eine seltsam erregte Stimmung, es war, als suchten sich die Menschen durch Geschrei und Lachen über irgendeine Angst hinwegzutäuschen.

Melitta ging langsam und benommen, erst in

den stillen Straßen der Vorstadt atmete sie auf. Fern im Westen brannte es trübbrot durch zerrissene Wolken — sonst lag das ganze Land in blauem Dämmer, und alle Farben waren schwer und matt. Hier draußen war eine Kühle zu spüren wie die Ahnung eines unweit niedergehenden Regens. Von den Wiesen, auf denen tagsüber das Gras geschnitten war, kam der Heuduft und mischte sich in den Sommeratem der Linden. Man wußte, daß die Grillen schrillten, und wußte es wieder nicht, so eins war diese Stimme mit der großen Stille. Nur ab und zu flammte es in der Ferne auf, und ein murrendes Grollen lief um den Horizont, wie ein gefangenes Ungeheuer, das seinen Ausgang findet.

Melitta hatte nicht die Absicht gehabt, noch einmal in den Garten einzutreten; sie wollte nur ein Stück in die Felder hineingehen und dann mit einem Bogen die Landstraße erreichen, um wieder in die Stadt zurückzugelangen. Das war ein Spaziergang, den sie früher oft gemacht hatte, und sie hatte das Bedürfnis, sich ein wenig müde zu laufen. Aber sie konnte doch nicht an der Pforte vorüber, wenigstens blieb sie stehen und spähte durch eine Spalte, und da sah sie, daß Fridolins Rad noch an der Wand des Hauses lehnte; er war also noch hier. Ach, in diesem Augenblicke klopfte ihr das Herz, und sie hatte keinen anderen Gedanken, nur den Wunsch, ihn an diesem Tage noch einmal zu sehen, zu wissen, ob er wieder fröhlich war, und ihn zu trösten.

Sie öffnete die Pforte, ohne ein Geräusch zu machen, kein Steinchen klang unter ihrem Fuße, sie lächelte bei dem Gedanken, ihn zu überraschen. Dann aber blieb sie plötzlich stehen und lauschte — nein, das war keine Amsel, wie sie einen Augenblick gedacht hatte, es war ein Mensch, es mußte Fridolin sein, der da pfiß. Es klang so voll und rein, so einsam und sehnsüchtig; der Garten stand wie gebannt und rührte sich nicht. Das war die Stimme aller dieser schweren Düste; das war die Stimme der Dämmerung, die Stimme dieses Sommerabends mit seiner verhaltenen zurückgedrängten Gewitterleidenschaft. Sie stand und lauschte und lächelte unter Tränen, bis die seltsame Musik aufhörte und wie mit einem Seufzer verhauchte. Und ehe sie einen Schritt weiter gegangen war, stand er vor ihr, und sie erschrafen beide etwas. Dann aber lächelte er und sagte nichts als: „Sonigblume?“ mit einem so fragenden, glückseligen Ton, daß Melitta beide Hände auf seine Schultern legte und sich von ihm küssen ließ, als könnte es nicht anders sein. Was dann kam, wußten sie später beide nicht mehr recht oder konnten sich doch nicht auf Einzelheiten besinnen. Sie saßen auf der Veranda, und es war Melitta zumute, als sei sie in einen glühenden Wirbelsturm geraten. Er küßte sie so durstig und sagte dazwischen: „Endlich, endlich...“, als wäre er am Verschmachten gewesen. Nach einer Weile kamen sie zur Besinnung und sahen sich stumm und erschrocken an.

Die Dämmerung war nun so stark, daß sie einander kaum noch erkennen konnten; Melitta stand auf und sah wie betäubt in den Garten hinaus. Er folgte ihr zögernd und sagte bittend ihren Namen, indem er den Arm wieder um ihre Schulter legte. „Nein, nein!“ rief sie hastig und wehrte ihm. „Aber ich will!“ sagte er leise und suchte sie zu umfassen. Da sanken ihnen beide die Hände: waren das Schritte gewesen über ihnen auf dem Balkon im ersten Stock, Schritte und ein Geräusch, als schloße sich eine Thür? Sie standen erstarrt und sahen sich tödlich erschreckt in die Augen. Aber der Bann wich so schnell, wie er gekommen war, und als er nun wieder die Arme um sie schlang, wehrte sie ihm nicht. Alle Besinnung hatte sie verlassen, und sie wußte nur noch von einer heißen, angstvollen Seligkeit. Und da, in diese Selbstvergessenheit hinein, in dieses stumme, atemlose Ringen, Brust an Brust gedrängt, da war es wieder, und so oft sie es später hörte, erkaltete ihr Blut, und ihr Herz stand still in dem eisigen Schrecken — „Komm herab, o Madonna Theresia . . .“

Totenstill, grau und dunkel war es um sie her. Ihre Arme hatten sich gelöst, sie hielten sich bei den Händen und fühlten, daß sie zitterten. Fridolin ermannte sich zuerst und riß sich los: „Ich will wissen, was das ist,“ schrie er, „ich muß . . .“ Er stürzte ins Zimmer und rüttelte an der verschlossenen Thür zum Korridor. „Ich muß . . .“ rief er noch einmal, indem er an Melitta vor-

über in den Garten sprang und in der Dunkelheit verschwand. Sie hörte, daß er um das Haus herum lief, und dann hörte sie nichts mehr als ein starkes, gleichmäßiges Rauschen: ganz plötzlich hatte der Regen eingesetzt, und es war, als läge das Haus in einer sprühenden Wolke. Melitta stand und wartete, es war unsäglich dunkel um sie her, ihr schwindelte, und ihre jagenden Gedanken konnten nicht mehr fassen, wo sie sich befand. Sie schloß die Augen, sie tastete nach einem Halt und griff immer wieder nur ins Leere: „Fridolin!“ schrie sie auf — da mußte sie die Augen öffnen, von einem blendenden Lichtstrahl getroffen. Vor ihr in der Verandatür stand, vom Licht der Lampe umflossen, die er in der Hand hielt — da stand, gekleidet in jenes kuttentähnliche Gewand, in dem sie ihn das lehtemal gesehen hatte — ja, da stand der Herr des Hauses, Melittas alter Freund, und indem er mit der Linken seine Augen vor dem Licht schirmte, sah er sie an und lächelte.

Noch nie hatte Melitta so glücklich und erlöst geweint wie in jener Stunde. Sie waren im Zimmer und gingen dort auf und nieder, die Thür war verschlossen, die Lampe leuchtete hell und friedlich, und der alte Mann hatte den Arm ganz sanft um ihre Schulter gelegt. Ab und zu strich er ihr leise übers Haar. „Nun, nun,“ sagte er, „habe ich euch so erschreckt, so erschreckt . . .“ Das waren die einzigen Worte, aus denen Melitta schließen konnte, daß er Fridolin noch gesehen

hatte, denn er sprach sonst nicht von ihm, und so oft Melitta beginnen wollte, ihm alles zu beichten, wie ihr Herz sie trieb, schnitt er ihr die Rede ab. Und doch schien er alles zu wissen, sie fühlte es deutlich und fühlte auch, daß er verziehen hatte, wie man Kindern verzeiht, die mit dem Feuer gespielt haben. Fridolin kam nicht wieder; er mochte auf seinem Rade entwischt sein, wie ein Junge mit schlechtem Gewissen.

Lange blieb Melitta an diesem Abend bei ihrem Freunde. Der Regen trommelte auf dem Dach der Veranda, und er erzählte, er ließ sein Leben wie ein Schattenspiel an ihr vorübergleiten. Und während sie lauschte, tauchte ab und zu eine Erinnerung an die letzten sieben Tage in ihr auf, ja, an den lehtvergangenen Abend, wie die Erinnerung an einen Traum, geträumt vor undenklicher Zeit.

Und so blieb es. Melitta reiste am folgenden Abend ab, mit einer Fahrkarte nach einer kleinen Nordseeinsel versehen, wo sie das behaglichste, für sie bestellte Quartier vorfand. Kein Stolz der Welt hätte sie abhalten können, dies Geschenk ihres alten Freundes anzunehmen, das er ihr angeboten hatte wie ein Vater seinem lieben Kinde. In jenen Wochen erreichte sie der Brief, der sie auf ein anderes Arbeitsfeld berief, und nur einmal noch, um ihre Angelegenheiten zu ordnen, lehrte sie in die große Stadt zurück. An einem Tag im späten September stand sie zum lehtenmal an der Gartenpforte und sah zu den



Fenstern des Hauses empor. Die Läden waren geschlossen, und niemand öffnete ihr. Die Blätter des Kastanienbaumes leuchteten braun und golden gegen den blauen Himmel, und als sie durch die Planken in den verlassenen Garten spähte, sah sie Monatsrosen und einsame Sonnenblumen.

Und sie forschte nicht weiter nach ihrem alten Freunde, obgleich sie nun seinen Namen wußte, weil ihr war, als wollte er es so. Vielleicht war er in ferne Länder gereist, vielleicht war er auch gestorben, aber sie wußte, daß er sie lieb hatte, wo er auch sei. Und wenn sie einst geglaubt hatte, Liebe sei nichts wert, wenn man sie dem anderen nicht zeigen könnte, so fand sie jetzt den wehmüthigen Glauben, daß es genug sei, nur voneinander zu wissen wenn man sich lieb hätte, und daß dies Wissen und Gedenken mehr sei als gegenseitiger Besitz. So dachte sie auch an Fridolin, als an ihren lieben Bruder, ihr eigen von Anfang in Ewigkeit, den sie wiedergefunden und wieder verloren hatte — vielleicht um jenes dunklen Abends willen.

## Legende der Sina

San Gimignano . . .



Als Sina ein Kind war, hütete sie die Ziegen am Abhang des Hügels. Und sie liebte den Teppich des kurzen graugrünen Grases mit den kleinen Sternen der gelben Blumen darin. Sie liebte den Himmel, die Wolken und den Wind, sie liebte die jungen silbernen Olbäume und den gütigen Feigenbaum. Mehr als das Stumme, das Stille, das Schweigende aber liebte sie die Tiere: denn deren Haut war warm, deren Odem feucht, deren Augen blickten. Und sie liebte vor allem die Vögel, die zu ihr kamen und sich nicht vor ihr fürchteten. Sie öffnete ihr Gewand, und ein Vöglein nahm sie, und seine flaumige hielt sie zart an die eigene, bräunliche, bebende Brust.

Nachts aber schlief sie im Stall, und sie bettete sich an die atmenden Flanken der weißen Zugochsen, deren Fell bei Tage rosig durchglommen von Blut war.



Zur Zeit der Weinlese, da sie zwölf Jahre alt war, tanzte Gina zum erstenmal im Rebengarten der schweigenden Mönche am Berge. Durch die Hecke war sie hineingeschlüpft, um ein entlaufenes Böcklein zu fangen: nun fand sie's grasend unter dem Feigenbaum, wo die Hütte des Wächters steht. Und als das Tier die Hirtin erblickte, begann es spielend zu stoßen, als sähe es ein anderes Geißlein. Und Gina sprang ihm entgegen und wick ihm wieder aus, schnellte sich empor und jagte es neckend im Kreise herum, bis die Lust des Wirbels sie überkam und sie nicht aufhören konnte. Sie war aber nackt und hielt mit den Händen eine gestohlene Traube gegen die Brustlein gepreßt, und der rote Saft triefte ihr über die feinen, springenden Schenkel.

Zwischen den Weinstöcken stand in weißer Kutte still ein schweigender Mönch und sah auf sie und zählte die Kugeln des Rosenkranzes.



Gina lag mit dem Hirtknaben am Abhang. Sie lagen bäuchlings im Grase, der Himmel war blau, und im Olivenhain silberte sanft der westliche Wind. Der Knabe hatte einen langen Grassalm zwischen den Lippen, und spielend griff Gina danach, zupfte daran, und da der Knabe die Lippen zusammenpreßte, saßte sie lachend den Salm mit den eigenen schimmernden Zähnen. Da zog der Knabe ihn mit saugenden Lippen und Zähnen tiefer in seinen Mund, und Gina tat das

gleiche. Sie sahen sich in die Augen, verhielten das Lachen und rückten sich näher und näher. Bis Haut spürte den Anhauch der andern sommerlich blühenden Haut und Mund lag endlich auf Mund, so lang als ein Herzschlag währt. Dann ließen sie los, und der Knabe überschlug sich lachend, rollte den Gang hinunter und tollte den Ziegen nach.

Sina aber blieb, und auf die Grasnarbe drückte sie schauernd den glühenden Mund.



Sina verließ ihre Herde und ging fort von der Stadt ihrer Kindheit und lief die Straße nach Osten. Die Mandelbäume blühten am Wege, und Sina war froh. In dem braunen Kittel der Sirtin, der zum Kittel der Pilgerin ward, kam sie vor die große Stadt und rastete zwischen den Mauern der Gärten. Mario aber, dem der Garten gehörte, vor dessen Pforte sie lag, sah im Vorübergehen die Fesseln ihrer ruhenden Füße. Und er sprach: „Tänzerin, sei begrüßt!“ Und er schloß die Pforte auf, beugte sich nieder, ergriff Sina bei der Hand und führte sie in seinen Garten. Es kamen aber Gäste zur Nacht, und beim Schein der Fackeln hieß Mario Sina tanzen. Und sie tanzte schön. Danach fragten die Gäste staunend: „Was war es, das du getanzt hast — Liebe, Glück oder Hoffnung?“

Und Sina antwortete: „Wind um den Stamm der Zypresse.“

Da sprachen sie: „Tanze den Sang der Zifade!“  
Und Gina tanzte den Sang der Zifade.

Und sie sprachen: „Tanze den steigenden Neumond!“

Und Gina tanzte den steigenden Neumond.

Als aber die Gäste gegangen waren, sprach Mario: „Mirtin, tanze dich selbst!“

Und Gina tanzte sich selbst, und einen Mond lang tanzte sie für niemand als Mario.



Als der Mond wieder schmal war, legte Gina die silbernen Gewänder ab, die Mario ihr gegeben hatte, und tat ihren braunen Kittel um. Und Mario küßte ihr die Füße und sprach: „Du fährst nicht wieder.“ Und Gina ging in die Welt, und ihr Herz war gelöst, und sie leuchtete von ihm, und wer sie gehen sah, der folgte ihr, und wen sie ansah, der lächelte, und wen sie berührte, verfiel ihr. Gina aber tanzte auf den Plätzen um ihr tägliches Brot und rastete beim Brunnen unter dem Lorbeerbaum. Und die Jünglinge kamen zu ihr und dienten ihr. Der Knaben einer aber wich nicht von ihr, und sie duldete ihn. Und er ward ihr vertraut wie einst die Tiere der Herde und der heiße Thymiangrund. Als er sie aber zum Weibe begehrte, hieß sie ihn gehen. Und er ging und stürzte sich in das Meer.



Über dem konnte Sina nicht wieder froh werden. Und sie ging ins Gebirge. In die Herberge, wo sie rastete, kam des Abends der Wanderer zu Gast. Da sah Sina den Wanderer zum erstenmal, und sie erkannten einander über Brot und Wein. Und sie löste ihm die Bänder an seinen Schuhen und wusch ihm die Füße. Der Wanderer aber sprach bis zum Morgengrauen von den Ländern jenseits der Erde. Und Sina zog mit ihm über die Pässe, bis hinauf, wo im Fels kein Baum mehr wurzelt, und wo im Äther der Adler schreit: Dort blieben sie, und sie diente ihm, und ihr Herz wurde still.

Aber gegen das Frühjahr wurde sie unruhig, und er fragte sie: „Was quält dich, Sina?“

Und sie sprach: „Einsamkeit —“

Er antwortete: „Ich bin bei dir.“

Doch Sina sagte: „Deine Einsamkeit . . .“

Und er nahm sie bei der Hand, und mit den jungen Strömen, die zu Tal sprangen, führte er Sina hinab. Und am Kreuzweg sprach er: „Ziehe hin!“

Und Sina weinte.

Dann aber lief sie, und da sie sich einmal wandte, stand noch am Kreuzweg der Wanderer mit ausgeredeter Hand.

Und sie sah nicht mehr zurück.



Freude herrschte in der ersten Stadt, die Sina betrat, denn sie feierten das Fest der blühenden



Bäume. Und das Volk erkannte Gina am Gang, und die Knaben und Mädchen folgten ihr singend zum Markt. Und Gina tanzte die Helmkehr vom Tode und tanzte den erblühenden Pfirsichbaum. Und ihr Tanz war mehr als Sprache und mehr als Lied und mehr als die Tafeln der Maler, so daß alle vor Staunen verstummten. Und Gina tanzte jedermanns Herz. Ein Alter aber erhob seine Stimme vor allem Volk und sprach: „Gelobt deine Füße und Hände und dein weidenbiegsamer Leib! Denn wie Gottes Gedanken die regenbogenfarbenen Schwingen der heiligen Engel bewegen, so atmen sie im Schreiten deiner Füße, im Spreizen der Finger, im Biegen der Gelenke, in der Schultern Neigung, im Beugen der Knie.

Und Gina lächelte, aber ihr Herz war traurig. Und Jünglinge und Mädchen folgten ihr nach. —



Gina ruhte mit ihrer Schar in den Olivengärten eines Tals. Und sie saß abseits, und mit einem Weidenstab zeichnete sie die Figuren eines neuen Tanzes auf den Grund. Und Giovanni stand nahe dabei, an einen Baumstamm gelehnt, und war traurig. Gina sprach: „Komm zu mir, Giovanni, und rede!“ Giovanni kam und sprach: „Ich lebe durch die Wonne meiner Augen und will ein Maler werden. Aber mein Vater will mich zum Kaufmann machen.“

Und Gina ließ ihn reden, und sein Haupt lag in ihrem Schoß, und sie streichelte sein Haar und

küßte seine Stirn. Und als er aufstand, war er froh. Und Benedikte kam, eines Kaufherrn Tochter aus der reichen Stadt, und sie sprach: „Oh, Gina, was soll ich tun? Meine Eltern haben mich von meinem Geliebten getrennt, weil er arm ist.“

Und Gina behielt sie bei sich und ließ sie sich dienen. Und Benedikte schlief des Nachts zu ihren Füßen und weinte nicht mehr.

Dann hörte Gina in einer Stadt einen Geiger spielen, der hieß Glorian. Und sie ließ ihm sagen: „Glorian, spiele für mich!“ Und sie tanzte, was Glorian spielte, Glorian aber spielte fortan nur, was Gina tanzte, und wußte nichts anderes mehr.

Und so, wie dem Giovanni, der Benedikte und dem Glorian erlöste Gina vielen das Herz. Und sie liebte das Lächeln, das unter ihrem Blick aufging, sie liebte Blut, das heiß ward unter ihrer Hand, und den Glanz der Augen im Licht ihrer Nähe.

Und Gina tanzte der andern Inbrunst vor Gott.



Gina zog mit den Ihren durch die Täler der kleinen Flüsse, wo auf planem Grunde die Pappeln stehen und auf niederen Hügeln Klöster liegen und weiße Häuser, von Zypressen bewacht. In einem Dorf aber saß auf den Stufen zur Kirche ein Bettler, und Gina blieb vor ihm stehen und betrachtete ihn.

Der Bettler sprach: „Sina, was ist das: eine Taube flieht vor dem Habicht und stürzt herab und birgt sich in der Kutte des Pilgers?“

Und Sina erkannte den Wanderer und wandte sich ab und sagte leise: „Noch nicht.“

Und sie zog weiter und wußte nicht, daß sie weinte.



Giovanni aber haßte den Glorian, und alle andern Jünglinge der Schar lebten in Hader um jeden Blick, den Sina einem von ihnen gab, um jedes Wort und jeden Dienst, den sie forderte. Die Mädchen aber verfolgten Benedikte mit Neid, und Benedikte schwand dahin, weil sie nie allein mit der Führerin war. Und eines Tages verlangte Glorian von Sina, sie sollte die andern entlassen und allein mit ihm ziehen. Da fiel Giovanni mit dem Dolch über ihn her, der doch einst sein Freund und Bruder gewesen war. Und Sina verstiess den Giovanni.

Drei Tage später aber kamen die Knaben zu ihr und sprachen: „Wir wollen, daß du einen wählst und nicht uns alle mit Süße vergiftest!“ Und Sina sah sie voll Staunen an. Und sie stand auf und tanzte vor ihnen und zog den einen in ihre Kreise so gut wie den anderen. Am Ende aber drehte sie sich einsam inmitten der vielen und raste um sich selbst und schleuderte zum Himmel sich selbst und vertanzte in Demut sich selbst für sich selbst, wie ein Springbrunnen auf-

steigt und fällt. Sie fragten: „Was heißt das?“ Sie sagte: „Alle und keiner. Alle und keiner.“

Da ging die Schar auseinander mit Zorn, und sie beschimpften Gina im ganzen Land. Einzelne aber folgten ihr heimlich nach und suchten sie auf und bedrängten sie. Aber Gina schickte sie fort. Und sie tanzte nicht mehr und sprach auch nicht mehr. —



Gina ward krank, und Benedikte war bei ihr. Gina sprach: „Bring' mich heim.“ Aber Benedikte wußte den Weg nicht, und nach dreier Tage Wanderung waren sie abends zwischen den Weinbergen verirrt. Und sie saßen in der Dunkelheit am Wege, und Benedikte hielt Ginas Haupt in ihrem Schoße, und Benediktens Tränen fielen auf Ginas Stirn. Da kam ein Schritt und ein flinker Stab durch die Nacht, und Benedikte rief: „Bruder, geh nicht vorbei!“ Und der Mann trat zu ihnen, wie eines Baumes Schatten tritt vor den Mond, und er rührte Gina bei der Hand. Da stand Gina auf, als träumte sie, und sprach: „Führe mich du.“ Und sie wanderten. Und um Mitternacht fragte Gina: „Wann kommt der Tag?“ Und er sprach: „Wenn der Kreis sich schließt.“ —

Als aber die Sterne blaß wurden, hörte sie seinen Schritt neben sich wie das Rauschen von Schwingen, und sie lehnte sich in seinen Arm und ging mit geschlossenen Augen, denn sie fürchtete,

er möchte sie plötzlich verlassen. Er aber sprach: „Sieh mich an!“ Und Gina tat die Augen auf, und die Sonne ging auf, und Gina erkannte den Wanderer. Und er lächelte und sprach: „Du bist zu Hause.“ Und Gina sah vor sich die Stadt ihrer Kindheit, mit den edligen Türmen auf dem silbernen Ölberg.

\*

Als Gina starb, stützte ihr Benedikte das Haupt und ihre Mutter die Füße. Florian aber hielt ihre Hände und weinte laut. Und als sie auf der hölzernen Bahre lag, kamen Jünglinge und Mädchen aus dem ganzen Land, wehflagten und sprachen: „Wer löst uns die Füße, wer lehrt uns wandeln, wer tanzt unsere Sehnsucht ins Licht?“

Und sie bekränzten die Tote und küßten ihr die Füße, und sechs Jünglinge trugen den Sarg, und andere hielten die Enden des Bahrtuches gefaßt. Und die Mädchen streuten weiße Blumen auf den Weg und Olivenzweige in die tiefe Mulde des Grabes. Und die Sonne schien auf die Hügel, und der Südwind bewegte das Land, und nun liebten alle einander, weil Gina sie alle geliebt. —

## Inhalt

Der vergrabene Schatz . . . . .	5
Sommertage . . . . .	101
Legende der Fina . . . . .	139



Dieses Werk ist eine Veröffentlichung der  
Deutschen Buch = Gemeinschaft  
GmbH • Berlin SW68, Alte Jakobstraße 156/57



Guten und doch billigen Büchern in vorbildlicher  
Formgebung und bester Ausstattung den Weg in  
alle Schichten unseres Volkes zu bahnen, ist die  
Aufgabe der Deutschen Buch-Gemeinschaft. Sie er-  
reicht dies durch Herstellung und Vertrieb in eigenem  
Wirkungsbereich \* Jedermann wird durch Beitritt  
zur Deutschen Buch-Gemeinschaft die vorteilhafteste  
Gelegenheit gegeben, sich unter neuen Bezugsformen  
eine eigene und wertvolle Hausbibliothek zu schaffen

*Ausführliche Werbeschrift auf Wunsch kostenlos*

## In gleicher Ausstattung erschienen:

Goethe, Das Märchen. Mit 15 Zeichnungen von Prof. Hans Meid

Das Marienbuch, Dürers Marienleben nebst einer Auswahl der schönsten Marienlegenden und alter deutscher Marienlieder

Mar Dauthenden, Den Nachtreuen regnen hören in Karasaki. Drei Erzählungen. Bei aller lyrischen Pracht der Sprache und Bilder sind diese herrlichen Erzählungen aus Japan und Indien voll epischer Lebendigkeit und Spannung.

Eichendorff, Aus dem Leben eines Taugenichts. Mit 12 Zeichnungen von E. Heinke-Gericke.

Hermann Stehr, Der Graveur. Erzählung. Die geheimnisvolle Geschichte eines geistig Gestörten, voller Gesichte und poetischer Schönheiten.

Chamisso, Peter Schlemihls wunderbare Geschichte. Mit 16 Holzschnitten von A. von Menzel.

Gotthelf, Die schwarze Spinne. Mit 24 Zeichnungen von Fritz Hullmann.

Marie von Ebner-Eschenbach, Die Freiherren von Gemperlein. Krambambuli. 2 Erzählungen. Aus dem bunten Novellenkranz der großen Dichterin zwei der schönsten und sinnvollsten Erzählungen.

Ph. O. Runge, Der Machandelboom. — Von dem Fischer und seiner Frau. Plattdeutsche Märchen. Mit Federzeichnungen von Prof. Klaus Richter.

## In gleicher Ausstattung erschienen:

- Johannes Brahms, Volkslieder. Eine Auswahl für mittlere Stimme. Herausgegeben von Anton Mäner.
- Wilhelm Schmidtbonn, Der Doppelgänger. Sechs Erzählungen. Sechs ganz verschiedene Themen gestaltet der Meister der Kurzgeschichte zu Kabinettstücken der Menschen- und Landschaftsschilderung.
- Mörke, Mozarts Reise nach Prag. Mit 14 Zeichnungen von Prof. Hans Meid.
- Stieler, Winteridyll. Mit 12 Zeichnungen von Erich Gruner.
- Leonhard Frank, Der Streber und andere Erzählungen. Drei wertvolle Proben der formvollendeten Prosa eines der stärksten Talente des neueren deutschen Schrifttums.
- François, Die Goldene Hochzeit. Mit 15 Zeichnungen von Prof. Hugo Steiner-Prag
- Alfred Neumann, Magister Lausfig. Erzählung. Die Wucht und Plastik der Schilderungskunst Alfred Neumanns wird den höchst dramatischen Verstrickungen der tragischen Gestalten dieser Meisternovelle gerecht.
- Grillparzer, Der arme Spielmann. Mit 20 Zeichnungen von Karl Max Schultheiß.
- Franz Schubert, Liebesfreud' und Liebeschmerz. 16 Lieder für mittlere Stimme. Herausgegeben von Erich Steffen.



3 5282 00292 4002

## Date Due

[illegible]

Demco 293-5

Yu -

GRADuate

~~833~~

~~54585v~~

~~G~~



STACKS PT2639.E4 V4 1929

Seidel, Ina,

Der vergrabene schatz



3 5282 00292 4002